Est. A-1458

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

Inhalt:

Wilhelm Baum: Theodor Hermann Pantenius. (S. 81.)
R. v. Cramer: Die Trunksuchtsgefahr in Rußland. (S. 93.)
Johannes Kordes: Dimitri Mereshkowski. (S. 108.)
Dr. Roland Walter: Von Rom. (S. 118.)
Mary Wiegmann: Vom griechischen Tanz. (S. 130.)
Oskar Grosberg: Johannson aus Lemsal. (S. 136.)
Adolf v. Keußler: „Männerberufe". (S. 140.)
C. Blum: Neuere baltische Lyrik. (S. 144.)
Benvenuto Sartorius: Gottbegnadet? (Roman). (S. 153.)
Anzeigen. (S. 160a.)

Reval 1914.
Verlag von G. Löffler, Riga.

III. Jahrg. **Heft 2.**

Die Baltische Gegenseitige
Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien**

Todesfallversicherungen,
gemischte Versicherungen,
Aussteuerversicherungen,
Erlebensfallversicherungen,
Rentenversicherungen.

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen,** nach kurzer **Dauer**

unanfechtbar und unverfallbar.

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.
Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten** Versicherungsjahre.

Verwaltung: Reval, Schmiedestr. 29.



Die Weltmarke!

Alleinverkauf für die Provinzen
Livland, Kurland und Kowno

A. von Kuhlberg

Riga, Alexanderstraße 102.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße Nr. 20. Telephon 15-80. Postfach 317.

Bergson, Henri, Das Lachen. 134 S. Geb. Rbl. 2.40.

Briefe der Kaiserin Maria Theresia. Ausgewählt, herausgegeben u. eingeleitet von W. Fred, in deutscher Übertragung von Hedwig Kubin. I. Bd. Mit 24 Bildbeigab. 384 S. II. Bd. Mit 12 Bildbeigaben. 412 S. Geb. Rbl. 10.80.

Die Erinnerungen an Beethoven. Gesammelt u. herausgegeben von Friedrich Kerst. I. Bd. 295 S. II. Bd. 364 S. Geb. R. 7.20.

Fischer in Graz, Wilhelm, Alltagszauber. 352 S. Brosch. R. 2.20. Geb. R. 3.30.

Gleichen-Rußwurm, Alex. von, Schiller. Die Geschichte seines Lebens. Mit 52 Abb. 556 S. Brosch. R. 4.68. Geb. R. 7.20.

Goebel, Otto, Vom Ural bis Sachalin. 166 S. Brosch. Rbl. 1.98.

Halali! Die schönsten Jagdgeschichten der Welt. Herausg. von Rolf Bongs. Mit e. Geleitwort von Hanns Heinz Ewers. 383 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Hamann, Dr. Richard, Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert. Mit 257 Abbild. 162 S. Geb. Rbl. 3.60.

Hartmann, Dr. R. J., Moskau. Mit 36 Illustrationen. (Orell Füßli's Wanderbilder № 332—335. 75 S. Br. R. 1.10.

Kalewala, das National-Epos der Finnen. Nach der 2. Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schifner. 482 S. Brosch. Rbl. 6.60.

Keller, Dr. Conrad, Studien über die Haustiere der Kaukasusländer. Mit 21 Textfiguren u. 8 Tafeln. 4°. 61 S. Br. R. 4.40.

Das Kleinwohnhaus der Neuzeit. Herausg. von Erich Haenel u. Heinrich Tscharmann. Mit 308 Grundrissen, Abb. u. Lagerplänen sowie 16 farb. Taf. 287 S. Geb. R. 4.50.

Körting, Berthold, Jagden am oberen Nil. Tagebuch. 153 S. Brosch. Rbl. 2.75.

Kühner, F., Lamarck. Die Lehre vom Leben. Seine Persönlichkeit und das Wesentliche aus seinen Schriften kritisch dargestellt. 259 S. Brosch. Rbl. 2.48. Geb. Rbl. 3.60.

Mauclair, Camille, Florenz. Mit 84 Bilderbeigaben. 267 S. Geb. Rbl. 9.60.

Montessori, Dr. Maria, Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter. Nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Pädagogik methodisch dargelegt. 347 S. Geb. Rbl. 4.50.

Müller, Johannes, Von Weihnachten bis Pfingsten. Reden auf Schloß Mainberg. 299 S. Brosch. R. 1.38. Geb. R. 2.10.

Mutter und Sohn. Intime Briefe Maria Theresias und Josefs II. 167 S. Mit 24 Abb. Brosch. Rbl. 2.75.

Plimplamplasko, der hohe Geist (heut Genie) herausg. v. Dr. phil. Hans Henning. 134 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Rikli, Prof. Dr. M., Natur- und Kulturbilder aus den Kaukasusländern und Hocharmenien von Teilnehmern der schweizerischen naturwissenschaftlichen Studienreise, Sommer 1912. Mit 95 Illustrationen u. 3 Karten. 317 S. Brosch. Rbl. 4.40.

Schaeffler, Emil, Von Bildern und Menschen der Renaissance. Mit 30 Abb. 223 Seiten. Geb. Rbl. 7.20.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. 332 S. Kart. R. 1.80, in Leder R. 3.60.

Schieber, Anna, Amaryllis und andere Geschichten. 111 S. Geb. Rbl. —.60.

Schönholz, Friedrich Anton v., Traditionen zur Charakteristik Oesterreichs seines Staats- und Volkslebens unter Franz I. Eingeleitet und erläutert von Gustav Gugitz. I. Bd. Mit 30 Abb. und 1 Faksimile zum Teil nach unveröffentlichen Originalen. II. Bd. Mit 22 Bildern zum Teil nach unveröffentlichten Originalen. I. Bd. 322 S. II. Bd. 361 S. Geb. Rbl. 10.80.

Schrenk, B. v., Beiträge zur Statistik der Stadt Riga und ihrer Verwaltung. II. Bd. Rigas natürliche Bevölkerungsbewegung in den Jahren 1881—1911. 4°. 670 S. Brosch. Rbl. 3.—.

Schrenck, Burchard, von, Die Säuglingssterblichkeit in Riga, in den Jahren 1881—1911. Mit Berücksichtigung der Säuglingsfürsorge. (Sonderabdruck aus den „Beiträgen zur Statistik der Stadt Riga und ihrer Verwaltung". Bd. II.: „Rigas natürliche Bevölkerungsbewegung in den Jahren 1881—1911"). 660 S. Brosch. Rbl. 1.—.

Seemann von Jefersky, N., Dinakantsche Geschichten in Gedichten. II. vermehrte Auflage und Rigasches Wörterbuch. 188 S.

Michaelis-Stangeland, Karin, Das Buch von der Liebe. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von H. Kiy. 199 S. Geb. Rbl. 2.10.

Tallemant des Réaux. Geschichten. Deutsch von Otto Flake. I. Bd. Mit 20 Porträts. 410 S. II. Bd. Mit 20 Porträts. 426 S. Geb. Rbl. 15.—.

Thoma, L., Nachbarsleute. 172 S. Brosch. Rbl. 1.38. Geb Rbl. 2.10.

Tiesenhausen, Heinrich Baron, Gedichte. 63 S. Kart. Rbl. —.90.

Trubetzkoi, Fürst G., Rußland als Großmacht. Übersetzt und eingeleitet v. Josef Melnik. 193 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Kakao, Schokolade,
Biskuit,
verschiedenes frisches
Konfekt
höchster Qualität.

Ges. Georges Bormann
St. Petersburg.

Niederlage
RIGA,
Marstallstr. № 11.



Das PIANOLA

gibt jedermann die Fähigkeit, sofort und fehlerlos Klavier zu spielen und ein Repertoir von über 16000 Kompositionen zu beherrschen. Durch

das PIANOLA

ist es möglich, die mühseligen Studien der Klaviertechnik zu überbrücken. Man kann sich ein Urteil nur dann bilden, wenn man

das PIANOLA

gehört hat.

65-tönig Rbl. **650.—**. 88-tönig Rbl. **850.—**.

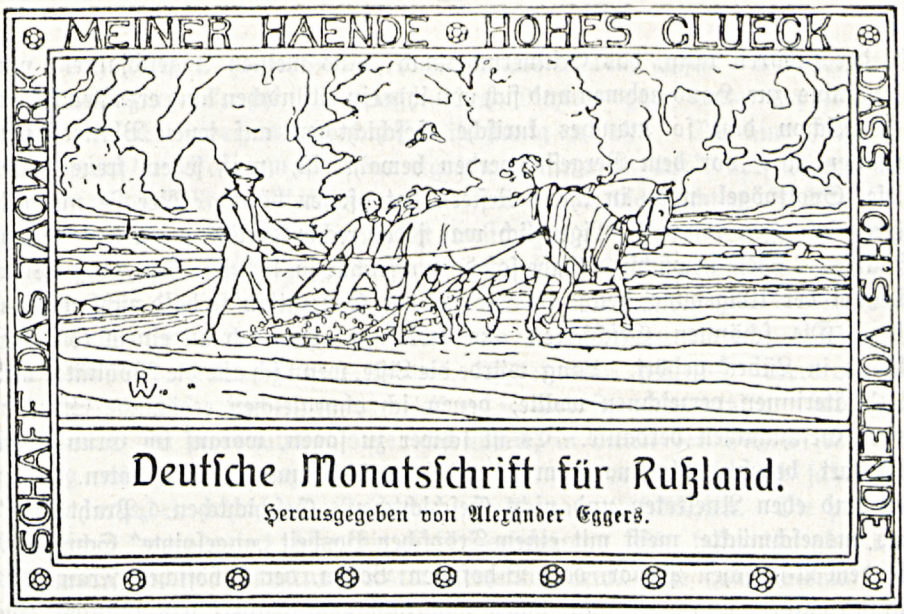
Vorführung unverbindlich.

Alleinvertreter für Russland

JUL. HEINR. ZIMMERMANN.

RIGA, Scheunenstrasse 15.

Est. A-1458



Nr. 2. **Februarheft.** **1914.**

Est-A
Bibliotheca Universitatis Tartuensis
1670

Nachdruck verboten.

Theodor Hermann Pantenius.

Eine Studie von Wilhelm Baum (Leipzig). *)

Aus seinen „Jugendjahren" hat uns Pantenius selbst in einem liebenswürdigen Buch so anschaulich wie unterhaltend erzählt. Glückliche Kunst des rechten Plauderns! Ein magischer Kreis des Behagens umschließt den, der wirklich zu erzählen, und den, der wirklich zuzuhören versteht; es ist noch dazu draußen winterlich kalt und dunkel, und man sitzt im warmen Zimmer, bequem im altväterischen Lehnstuhl, die Lampe brennt, der Kamin knistert, so braucht man sich auf keine glückliche Insel mehr zu wünschen. Nun ist es wieder Winter, wenn diese Zeilen gedruckt sind und zu den deutschen Landsleuten hier und dort im weiten russischen Reich kommen. Haben wir die Ruhe und Muße allesamt schon ganz verlernt? Oder gönnt sich noch der eine oder andere eine stille Stunde, eine Rast in der Zeit? So möge er, wenn er einer

*) Den Anlaß zu diesem Aufsatz bot der 70. Geburtstag des Dichters am 10. Oktober des vergangenen Jahres. Vor die Wahl gestellt, einen kürzeren Aufsatz sogleich oder eine eingehende Studie zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlichen zu können, entschieden sich Schriftleitung und Verfasser für letztere. Da um die Zeit der Feier selbst es an Gedenkartikeln in der heimischen Tagespresse nicht fehlte, werden unsere Leser es vielleicht billigen, daß wir das angeregte Interesse für das Werk unseres baltischen Dichters über die Jubiläumsstimmung hinaus an unserem Teil zu befestigen dachten. Die Redaktion.

ist, der zuhören kann, das Erinnerungsbuch „Aus meinen Jugendjahren“ von Pantenius zur Hand nehmen und sich von ihm ein Stündchen lang erzählen lassen.

Schon daß so manches kurische Geschichtchen auf jenen Blättern festgehalten und vor dem Vergessenwerden bewahrt ist, muß jeden freuen, der diese Spottvögel noch in ihren Nestern hat pfeifen hören. Wer sie nur alle hätte einfangen können! Eigentlich war jeder rechte Kurländer ein Geschichten-Erzähler. Diese urwüchsige Gabe saß dazu offenbar so tief im Blut, daß sie im Wechsel der Umgebung, selbst im Wechsel der Generation so bald nicht verloren ging. Die schönsten Geschichten aus Goldingen habe ich an einem köstlichen Abend in Lübeck gehört. Lang würde die Liste, wenn ich alle die Wohltäter und Wohltäterinnen verzeichnen wollte, denen ich ohnegleichen ergötzliche Stunden durch Geschichtchen verdanke. Es ist schwer zu sagen, worauf im Grunde ihre Eigenart beruht. An manchem Biertisch erzählt man ja Anekdoten. Aber das sind eben Anektoten und nicht Geschichtchen. Geschichtchen, „Prahtingen“ sind ausgeschmückte, meist mit einem Tröpfchen Bosheit „angespitzte“ Schnurren, die dem A-höfschen Pastor, dem B-höfschen Baron, der C-höfschen Frau „tatsächlich passiert sind“, — nun, sagen wir, immerhin passiert sein könnten. Die Definition des Geschichtchens ist, man sieht es, nicht einfach. Aber hat es solange ohne Definition gelebt und geblüht, geht es vielleicht auch noch eine Weile weiter.

So gut, oft vortrefflich die Erzähler und Erzählerinnen ihre Geschichtchen mündlich zum besten zu geben pflegten, — dergleichen zu Papier zu bringen, war ihre Sache nicht. Den meisten kam der Gedanke garnicht in den Sinn; mancher versuchte es und verunglückte damit mehr oder minder. Das lag dann nicht immer an der Art der Wiedergabe, sondern öfter noch an der Auswahl. Die meisten Scherze waren nur zu verstehen und auszukosten, wenn man die Sphäre, ja die Personen kannte, auf die sie abzielten. Und nun etwa dieses Ganze darzustellen und jedem deutschen Leser in seiner Eigenart begreiflich zu machen, wer hätte diese, gegen alles Herkömmliche verstoßende, überdies sehr mühevolle Aufgabe zu unternehmen Lust gehabt?

Pantenius hat diese Aufgabe angegriffen und durchgeführt. Und er ist nicht bei den Geschichtchen stehen geblieben, sondern hat das Bild seiner Heimat in ihrer Weite, im Geschick einzelner und aller, heiter und ernst darzustellen gesucht. Er ist ihr Dichter geworden. Die schlichte Natur unseres Landes hat er geschildert und die einfache naturwüchsige Lebensweise der Menschen, die hier gediehen. Er hat die schwergearteten Charaktere verstanden und verstehen gelehrt, die auf diesem Boden keineswegs fehlten. Er hat die Zeichen einer nahenden, anders beschaffenen Zeit erkannt und sie gedeutet. Er ist ein Kenner unserer Vergangenheit geworden und hat aus ihr, die symbolisch und nachwirkend ihren Schatten bis in die Gegenwart wirft, das Schicksal unseres Stammes reden lassen. Er hat unserem Wesen Worte verliehen. Er hat es uns zu Dank getan. —

Das Werk Theodor Hermann Pantenius ist rein episch. Die Kunstregel dieser Dichtungsart, die die Person des Dichters ganz hinter der von ihm erfundenen Welt verschwinden heißt, ist streng gewahrt. Nie nimmt der Erzähler selbst das Wort, um uns seine eigenen Meinungen direkt vorzutragen, wie es eine ältere Romanschriftstellerei tat, die das oft schmächtige Schifflein der Erzählung mit einer schweren Fracht weltweiser Reflexionen belud. Dennoch besteht auch bei Pantenius eine innige geistige Verbindung zwischen dem Leben des Verfassers und dem Inhalt seiner Werke. Man hat bezüglich dessen, *was* sie darstellen und *wie* sie es darstellen, bei den Dichtern die reproduktive und komplementäre Richtung unterschieden. Hütet man sich, den Wert und die Anwendung dieser Typen zu übertreiben, so sind sie nicht nutzlos. Man versteht unter den reproduktiven diejenigen Werke, in denen der Dichter seine Umgebung widerspiegelt, dazu in dem Lichte, in dem er sie tatsächlich sah. Der Dichter erfindet, aber er erfindet im Geiste der Wirklichkeit. Die poetische Schöpfung reproduziert hier die Lebenserfahrung. Sie kann ihr aber auch entgegengesetzt, sie ergänzend, ihr komplementär sein. Die ganze Romantik ist von dieser Art. Ja, der Widerspruch gegen die Wirklichkeit und das Aufsuchen ihres Gegenteils *ist* eigentlich romantisch. Jene erstbeschriebene reproduktive Art aber kann man füglich mit der gebräuchlicher Weise so genannten realistischen gleichsetzen.

Pantenius' Romane gehören dieser, der reproduktiven, realistischen an. Wie es aber die Gewohnheit mancher Maler ist, die dem Spiele von Licht und Luft ihre genaue Nüance absehn: wohl in der Natur zu studieren, nicht jedoch in der Natur zu malen, so war auch Pantenius' Schaffensart, — ob nur aus äußeren oder aus inneren Gründen, weiß ich nicht. Jedenfalls finden wir nicht, daß er die unmittelbare Erfahrung poetisch wiedergibt. Eine Zeit geht erst reifend vorbei, die Erinnerung tritt dazwischen, dann ist es ihm zum Erzählen. Selbst „Wilhelm Wolffschild", der in einer Umwelt konzipiert und zum größten Teil auch ausgeführt wurde, die der im Roman geschilderten wesensverwandt war, macht nicht unbedingt eine Ausnahme. Soweit er „reproduktiv" ist, würde ich auch in diesem ersten Werk ein Überwiegen *der* Elemente annehmen, die aus den Eindrücken der Knaben- und Jünglingsjahre stammen, zu denen die später bewußte Beobachtung nur ergänzend hinzutritt. Bei den folgenden Werken aber wird das Gesagte völlig deutlich. „Allein und frei", das in Kurland und Deutschland spielt, wird in Riga geschrieben, alle späteren Romane und Novellen, die zum Schauplatz Riga, Kurland oder Livland haben, entstehen in Deutschland. Nicht unähnlich darin dem großen russischen Realisten Turgenjew, der die „Memoiren eines Jägers" und die aus feinster Kenntnis seiner Volksgenossen geschaffenen Gesellschaftsromane von Baden-Baden und Paris in die Heimat sandte, schrieb Pantenius in Leipzig und Berlin die Werke „Im Gottesländchen", „Das rote Gold", „Die von Kelles", „Kurländische Geschichten", — sie alle immer zunächst für die Landsleute

bestimmt. Die Nebenwirkung war in beiden Fällen, das der in Westeuropa schaffende Dichter zur Beachtung der von ihm geschilderten großen oder kleinen Welt auch in seinem Adoptivvaterlande das Seine beitrug. Aber das war, wie gesagt, eine Nebenwirkung.

Vorfahren und Eltern.

Nur seine Jugend und ersten Mannesjahre hat Pantenius in der Heimat verbracht; die damals gesammelten Eindrücke aber waren der Schatz, aus dem seine dichterische Phantasie für alle seine Werke zu schöpfen vermochte. Wer mithin den Beziehungen zwischen Erlebnis und Dichtung in unserem Falle nachgehen will, der ist vor allem eben an jenes Buch verwiesen, das ich darum auch gleich zu Anfang genannt habe, an das Erinnerungsbuch „Aus meinen Jugendjahren" (Leipzig, Voigtländer, 1907). Es führt die Lebensgeschichte bis zum Ende der Studienzeit, bis 1866. Einen Nachtrag dazu bietet ein Aufsatz, der im Baltischen Heimatbuch 1912 erschien, betitelt: „In Riga". Nach diesen beiden Veröffentlichungen sei hier einiges wiedergegeben, was zur Auffassung der Panteniusschen Romane als Dokumente einer Persönlichkeit etwas beitragen kann.

Ein Geschichtsfreund des Herzens, gibt uns Pantenius am Eingang seiner Memoiren einen Einblick auch in die Familienchronik. Die Pantenius waren Lehnschulzen in Steinort bei Rügenwalde. Um die Zeit des großen Kurfürsten wird ein Sproß dieser Familie Pastor in Abtshagen und nennt sich Pantenius; es war eine Zeitsitte der Gelehrten, ihre Namen zu latinisieren. Der Enkel des Abtshagener Pastors kam 1757 ins Land: er war unter dem letzten Herzog von Kurland Fiskal, das ist Staatsanwalt, in Mitau. In den ewigen Streitigkeiten zwischen Herzog und Adel genoß er des ersteren volles Vertrauen, aber auch bei letzterem Achtung. Des Fiskals Pantenius Sohn und Enkel waren Pastoren, sein Urenkel war unser Dichter.

Die Vertreter der gelehrten Berufe: der Pastor, die studierten Juristen, der Doktor, der Apotheker, in Mitau auch die beiden Buchhändler hießen und heißen in den baltischen Provinzen die „Literaten". (Der Kaufmannsstand hatte eine Bedeutung nur in Riga.) In Kurland war das Standesgefühl unter ihnen wohl am stärksten ausgeprägt. Der Adel hatte allen Besitz, alle öffentliche Ehre und Macht, da mochte sich in diesem kleinen Häuflein gehobenen Bürgertums aus Trotz ein besonders schroffes, wohl auch überhebliches Selbstbewußtsein ausbilden. Man hielt sich, so sagt Pantenius, im allgemeinen für die Besseren. Und er zitiert die heiter stimmende Bemerkung eines Verwandten aus dessen Tagebuch vom Jahre 1826: „Heute hatte Onkel Kupffer wieder Ärgernis mit den Menschen. Es hatten sich nämlich einige bemüht, geadelt zu werden. „O ihr Hunde! O ihr Hunde!" rief er über diese aus." — Literaten waren, wie Pantenius Vorfahren von väterlicher, so auch die von mütterlicher Seite. Pantenius Mutter war eine Conradi. Auch in dieser Linie führte eine Reihe

von Paſtoren aufwärts. Pantenius Onkel, Großvater und Urgroßvater waren Paſtoren, alle in Sallgallen, drei Meilen oberhalb Mitaus. Es war eine typiſche Erſcheinung, daß wie auf dem Gutshof auch im Paſtorat der Sohn auf den Vater folgte. Sie waren Grundherren und geiſtliche Herren, ein reiſiges Geſchlecht, dieſe kuriſchen Paſtoren. Oft vortreffliche Landwirte, dank ihrer beſſeren Bildung darin mancherorts fortſchrittlicher als die Gutsherrſchaft; nicht ſelten Jäger und Pferdeliebhaber trotz eines Landedelmannes, wenn auch natürlich in kleinerem Maßſtabe. Seine beſondere Paſſion für irgend ein Gebiet der Naturkunde hatte zudem faſt jeder; der Großvater Pantenius war ein Blumenzüchter und Imker, der Großvater Conradi ein Vogelfreund, wie nachmals ſein Enkel. —

Das Weſen der Ahnen iſt für ein Lebensbild wie der flächige Hintergrund im Panorama. Plaſtiſcher, individueller treten die Eltern hervor.

Mit eigenartigen Gefühlen lieſt man, was Wilhelm Pantenius, des Dichters Vater, Paſtor in Mitau, für ein Lettenfreund geweſen iſt. „Schon als ich fünfzehn Jahre alt war, berichtet er an einen lettiſchen Freund, begann ich in lettiſcher Sprache zu ſchreiben, und ſeitdem arbeite ich 20 Jahre daran, dem Volke geiſtige Speiſe zu reichen.“ Er iſt darin unermüdlich geweſen. Durch die Berufung an die lettiſche Kirche in Mitau kam er in den ihm zuſagenden Wirkungskreis. Er wurde ein durchaus volkstümlicher Kanzelredner, der die Sprache des Volkes nach ihrem Geiſte beherrſchte, ſeine Gemeinde oft derb anfaßte, aber immer ehrlich, kraftvoll, aus leidenſchaftlichem Gefühl des Guten, aus tiefer, religiöſer Überzeugung predigte, und auch ebenſo handelte. Für den heute, nach den Ereigniſſen von 1905, Zurückblickenden iſt die nationale Stellung des charaktervollen Mannes beſonders intereſſant. Pantenius hatte ſich ſo in das Weſen des ihm zur Seelſorge anvertrauten Volkes eingelebt, daß ihm das Lettiſche die Sprache des Herzens geworden war. Er dichtete in ihr etwa auch Verſe für ſeine Frau; vor allem aber ſuchte er dem lettiſchen Volke ſelbſt eine eigene Literatur zu ſchaffen. Er gab eine Zeitung heraus, ferner einen Kalender, und ſchrieb ſelbſt für beide fleißig; außerdem verfaßte er eine ganze Anzahl kleinerer Schriften, in denen er, wie er ſelbſt meinte, als erſter Bilder aus dem lettiſchen Leben auch mit Humor und Witz zu zeichnen ſuchte. Er leitete die lettiſche literariſche Geſellſchaft und war mitten im Planen und Schaffen für das Volk ſeiner Wahl, als der Tod ihn abrief.

Dieſe innige Liebe des Vaters zum lettiſchen Volke, die noch durch irgend eine nationale Zwieſpältigkeit garnicht alteriert ſein konnte, iſt auf Th. H. Pantenius nicht ohne nachwirkenden Einfluß geweſen. Er hat das ſelbſt gern bekannt und auch ſeine Schriften zeugen davon. Es iſt hoffentlich niemand in Baltiſchen Landen, der einen ſolchen Erbgang hochherzigen Sinns bedauerte. Es mag uns vielmehr tröſtlich ſein, daß wir vor der Geſchichte auch ſolche Namen für uns anführen können, wie den von Wilhelm Pantenius, und daß er nicht der einzige iſt. Die Regel waren ſolche Männer freilich nicht. Aber

seien wir auch im anderen Sinne gerecht: in welchem Lande, zu welcher Zeit waren sie die Regel? —

Wären schon die literarischen Neigungen des Vaters als Vorzeichen für die einstige Laufbahn des Sohnes in Anspruch zu nehmen, so scheint mir doch „die Lust zu fabulieren" hier, wie meist, mütterliches Gut zu sein, das ererbt wurde. In den Erinnerungen werden Tagebuchaufzeichnungen der Mutter mitgeteilt, die Neigung und Gabe, mit der Feder umzugehen, beweisen, und gleich auf der ersten Seite des Buches ist davon die Rede, daß die Mutter dem Knaben in ihrer „lebhaften anschaulichen Art" geschildert habe, wie die Vorfahren lebten und sich gaben. Nicht als unmittelbare Charakteristik, aber als Andeutung möchte ich auch die Stelle in „Allein und frei" auffassen, die das Verhalten des verschlossenen Knaben Heinz Eichenstamm zu seiner Mutter schildert. Die Einzelheiten der Situation sind gewiß frei erfunden, aber daß die kluge Frau ihrem Jungen, der innig an ihr hängt, das Zauberreich der Phantasie erschließt, in dem Sonne, Mond und Sterne ins Zimmer herabkommen und die Bilder an den Wänden zu reden beginnen, — das spricht uns wie ein biographischer Zug an. Daß es ein solcher tatsächlich sei, kann ich natürlich nur als Vermutung äußern.

Jugend.

Der Geburtstag Theodor Hermann Pantenius ist der 10. Oktober 1843. Dies Datum alten Stils entsprach dem 22. Oktober nach neuem Stil, und da Pantenius seit 1876 in Deutschland lebte und dem dortigen Freundeskreis der 22. Oktober in fünfundzwanzig Jahren gewohnt geworden war, so wurde auch nach dem weiteren Auseinanderrücken der beiden Kalenderrechnungen im neuen Jahrhundert doch der 22. als Geburtstag beibehalten. (Wir in Deutschland lebenden Balten wissen, nach einem lustigen Wort, „wegen der Kalenderverwirrung alle nicht, wann wir geboren sind.")

Seinen Vater verlor Pantenius nur allzu früh. Nur die ersten sechs Jahre seines Lebens wuchs er unter den Augen des vortrefflichen Mannes, der durchgreifend energisch, aber auch von Herzen fröhlich sein konnte, in dem stattlichen Hause heran, daß dem Pastor an der lettischen St. Annenkirche zur Wohnung diente. 1849 starb Wilhelm Pantenius am Typhus, nachdem er im Jahre zuvor unerschrocken den vielen an Cholera Erkrankten seines Kirchspiels beigestanden hatte, selbst von der Seuche erfaßt worden, aber von ihr noch genesen war. Nun nahm ihn die zweite Erkrankung, der sein geschwächter Organismus nicht zu widerstehen vermochte, hinweg. „Als man den Sarg in die Kirche brachte", so erzählt der lettische Biograph des Verstorbenen, „war es kaum möglich durch die Menge der Menschen hindurchzugelangen. Schluchzend stürzten sie sich auf den Sarg, streichelten und liebkosten ihn." Die Liebe der Kirchspielsinsassen, die sie für ihren Seelsorger hegten, bewährte sich auch durch die Tat. Für die Hinterbliebenen wurde gesorgt.

Die Stationen im Erziehungs- und Bildungsgang des nun der Leitung seiner Mutter allein überlassenen Knaben waren folgende: erster Schulunterricht in Mitau, Knabenjahre im Pastorat zu Sallgallen, Gymnasialjahre wiederum in Mitau.

Sollen wir die Frage wagen, welcher dieser Lebensabschnitte für den späteren Dichter der wichtigste war? In welchem die meisten Keime für Inhalt und Auffassung der späteren Werke lagen? Will man alle Einschränkungen, die sich dabei jeder verständige Mensch machen muß, nicht unterlassen, so würde ich nach Kenntnis der Erzählungen und der Memoiren mich für Sallgallen entscheiden. Was der Dreizehn-, Vierzehn-, Fünfzehnjährige hier an anschaulichen Bildern in sich aufgenommen hat, die allgemeine Lebensstimmung, die er unbewußt auch durch sich hindurchgehen ließ, — das war Kurland, das Kurland, das er später bewußt zu schildern und anderen zum Erlebnis zu machen berufen sein sollte.

Hatte das Leben hier und selbstverständlich auch anderwärts den Empfänglichen unmittelbar gebildet, so war das, was Hauslehrer und auch noch das Gymnasium an geregelter Lehre boten, nicht von bestimmendem Einfluß. Lektüre, früh mit phantasievoller Hingabe verfolgte Geschichtsstudien, ein wahrer Natursinn, der nicht nur im Genießen, sondern auch im Beobachten Freude fand, Verkehr mit eigenartigen, geistig regen Personen förderten mehr, als alle Schulweisheit. War auch diese natürlich nicht ohne Ertrag, so verfehlte ihre Lehre doch darin vor allem ihren Zweck, daß sie keine geistige Disziplin beibrachte. „Ich glaube von mir sagen zu können, lesen wir in den Erinnerungen, daß ich mein Leben lang fleißig gewesen bin. Es hatte mich aber leider niemand gelehrt, daß auch der Fleiß nur Erfolge erzielt, wenn er an der rechten Stelle verwendet wird, und ich erkannte diese naheliegende Wahrheit erst, nachdem ich viele fleißige Stunden mit Studien verbracht hatte, die zunächst wertlos waren, wenn sie sich auch später — da wir ja nichts ganz ohne Nutzen lernen — als nicht gerade nutzlos erwiesen.“ Wie an dieser, so hat Pantenius noch an mehreren anderen Stellen mit allem Freimut von den Widerständen gesprochen, die für ihn in seinem eigenen Charakter lagen; im Kampf mit ihnen mußte er sich seinen Weg bahnen. Dieser Kampf gehört zum Bilde des Dichters, gehört auch zu seinen Werken, wo er in Naturen wie Wilhelm Wolfschild, wie Heinz Eichenstamm auf dem Boden der Dichtung fortgeführt wird. Er ward nicht umsonst gekämpft; freuen wir uns doch in demselben schönen Buch, daß für alle diese Bemerkungen die Quelle ist, des Bekenntnisses, „das ich in der zweiten Hälfte meines Lebens ein sehr glücklicher Mann wurde.“

Auf die Schulzeit folgten Studienjahre in Berlin und Erlangen, wo vornehmlich Theologie, daneben Geschichte getrieben wurde. Es waren auch politisch interessante Jahre, die von 1862—1866, die der den Welthändeln bislang entrückte Kurländer als Beobachter mitmachen konnte: die sogenannte

Konfliktszeit in Preußen, das von nationalpolitiſcher Begeiſterung durchwehte große Turnfeſt in Leipzig anno 63, der däniſche Krieg. Im Frühling 66 verließ Pantenius Erlangen und ging zunächſt für ein Jahr nach Petersburg. Die urſprünglich gehegte Abſicht, Paſtor zu werden, hatte er aufgegeben. Vielmehr nahm er 1867 die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Baron v. d. Ropp auf Fiſchröden bei Libau an, wo er drei Jahre lang blieb. Damit hatte er ſich für den Lehrerberuf entſchieden. Er ging nunmehr nach Riga und erteilte ſechs Jahre lang in der Mollinſchen, ſpäter Zinkſchen Schule Unterricht (von 1870—1876). Während dieſer Rigaer Jahre erſchienen ſeine erſten beiden Romane. 1872 Wilhelm Wolffchild, 1875 Allein und frei.

Der Aufenthalt im Auslande hatte Diſtanz gegeben. Man muß aus ſeiner Welt heraustreten, um ſie als Ganzes, ja um auch nur ihr Charakteriſtiſches zu ſehen. Der Vergleich iſt die ſtärkſte Anregung für den Dichter wie für den Denker. Aber während dieſer im Vergleichen fortfährt, und noch ſeine letzten Reſultate gern kontraſtierend ihrem Widerſpiel gegenüber ſtellt, braucht der Dichter ſeinen Gegenſtand nur einmal als ſolchen erſchaut zu haben, um ſich nunmehr auf ihn und in ihm ſchöpferiſch zu beſchränken. Als Pantenius als nun Vierundzwanzigjähriger, der inzwiſchen in Deutſchland und Rußland geweſen war, nach Fiſchröden kam, betrachtete er die heimiſche Umwelt mit neuen Augen. Das früher Selbſtverſtändliche erſchien nun, wenn auch nicht in Frage geſtellt, ſo doch befragt zu werden würdig; der Geſtaltenkreis um den großen Baum in Sallgallen trat aus der Erinnerung hervor, neue Perſonen und Lebenszüge boten ſich im Roppſchen Hauſe, ſo entſtand der erſte Entwurf zu Wilhelm Wolffchild. Er wurde in Riga ausgearbeitet. In den Erinnerungen an dieſen Zeitraum, die im baltiſchen Heimatsbuch erſchienen, wird ſehr hübſch erzählt, welches die Schickſale der glücklich vollendeten Niederſchrift waren. Wie der feinſinnige väterliche Freund Kerſting mitſamt ſeiner Familie den erſten Zuhörerkreis bildeten, wie ſich die Gelegenheit zur Veröffentlichung bietet, wie der erſte Schritt auf die Schriftſtellerlaufbahn glücklich getan iſt. Und auch davon hören wir, welche Freude es dem erfindungsfrohen jungen Autor bereitete, mit den Geſtalten ſeiner Phantaſie zu leben, als atmeten ſie dieſelbe Luft mit ihm, der ſie erſchuf.

Wilhelm Wolffchild.

„Wilhelm Wolffchild" wirkt kaum wie ein Jugendwerk. Im Techniſchen, in der Kunſt der Erzählung kommen die ſpäteren Werke weiter; die Auffaſſung iſt ſchon in dieſem erſten Buch ſehr ruhig und reif. Offenbar iſt es ein *gezügeltes* Temperament, das durch ſeine Schöpfung ſpricht, aber es *iſt* eben gezügelt. Wie leicht hätte das literariſche Debut hitzig, anklagend, polemiſch ausfallen können. Der Vorwurf, den ſich Pantenius gewählt hatte, mochte leicht dazu führen. Es war im Grunde das Thema: „Vater und

Söhne", auf kurländiſchen Boden übertragen, das zur Behandlung ſtand. Ein auf dieſem Boden unerhörtes Thema! Die ruhigen Kräfte der Tradition, Glaube, Autorität, herkömmliche ſoziale Ordnung auf der einen Seite, ein alles dies in Frage ſtellender, verneinender, bekämpfender Geiſt auf der anderen. Für das erſtere die Alten, für das letztere die Jungen. Wie leicht trieb das zum unverſöhnlichen Konflikt, zum unheilbaren Bruch. Und wie leicht konnte der Darſteller dieſer Gegenſätze, der ſelbſt jung war, für die Jungen Partei ergreifen und konnte ſein Werk zu einer Herausforderung für die Alten werden. Es geſchah nicht. Die beharrenden Kräfte ſind die ſiegreichen in „Wilhelm Wolffſchild". Haltlos verfällt der Held des Romans dem Untergang, der Gefährte ſeiner freigeiſteriſchen Verirrungen aber findet den Rückweg in den alten Kreis und damit ſein Glück.

Es iſt demnach begreiflich, wenn, von Deutſchland aus geſehen, die Panteniusſche Richtung, kurz geſagt: konſervativ erſchien. Im Lande ſelbſt aber erſchien ſie vielen durchaus anders. Man fand ſie zumal in den Kreiſen, die ſich im Roman porträtiert ſahen, ganz bedenklich liberal. Wozu überhaupt dieſe ganze Romanſchreiberei über Dinge, von denen man ſchwarz auf weiß garnichts leſen wollte! Eins war offenbar: Die Auseinanderſetzung mit den Ideen der Gegenwart wurde vom Verfaſſer dieſes Buches als Notwendigkeit, als eine Lebensfrage betrachtet. Im Kampf hierum ging es um Gedeihen oder Verderben. Und das war doch, meinte man, eine ungemütliche Übertreibung, nur dazu angetan, Streit und Aufregung zu verurſachen, was man in ſolchem Anlaß ſich lieber erſpart hätte.

Die Wachen im Lande aber begrüßten das Buch des jungen Dichters mit Freuden. Sie freuten ſich am Talent, an der Darſtellung vertrauter und lieber Verhältniſſe, wohl aber auch an der Mäßigung, die der Neunundzwanzigjährige zeigte. Die kleine deutſche Kolonie, in jeder Richtung Gefährniſſen ausgeſetzt, konnte ſich den Luxus einer Fortſchrittspartei nach Art der preußiſchen nicht leiſten. Wie und wo ſollte ſie auch wirken? Pantenius ſelbſt hätte ſich ihr gewiß nicht zugezählt. Es war Verdienſt und war wohl auch genug, gerade wie es Pantenius getan hatte, auf die Probleme der Zeit zu verweiſen und die Schläfer zu wecken.

Ich habe die zeitgeſchichtliche Seite des Romans beſonders hervorgehoben; die erſte Abſicht des Dichters war ſie gewiß nicht, dieſe ging vor allem auf poetiſche Darſtellung ſchlechthin. Noch mehr als der junge Liberale Wilhelm Wolffſchild intereſſierte der Charakter Wilhelm Wolffſchild, und der Charakter war es vor allen Dingen, der ſich ſelbſt das Schickſal ſchuf. Und alle die andern, zum Teil ſchon prachtvoll lebendig hingeſtellten Perſonen, die Wolffſchilds, die Langerwalds, Paul Schwarz und ſeine Mutter, feſſeln vor allem als Menſchen. Man merkt es ihnen an, mit welcher Liebe ſie geſchildert ſind. Da verband ſich dankbare Erinnerung, die manches Selbſterfahrenen gern gedachte, und Freude am Geſtalten. Es war nur natürlich und dem Leben

abgelauſcht, wenn dieſe Menſchen zugleich typiſch wirkten, Zuſtändliches aus ihnen ſprach. Und dieſes Zuſtändliche wollte vor allem zum Ausdruck kommen, keineswegs zuvörderſt kritiſiert ſein. Was war auch da zu kritiſieren, wenn man ſich etwa umſah im Paſtorat zu Jakobsburg, wie es das urgemütliche neunte Kapitel oder auch das beſchauliche dreizehnte im „Wolffſchild“ tat. Einen Fleck Erde muß der Menſch haben, meinte der alte Wolffſchild „von dem er weiß: hier haben deine Väter gewirkt und hier werden deine Söhne ſchaffen“. Und ſo muſtert er mit ſeinem Sohn und vermutlichen Erben den Wald, die Äcker, die Wieſe, den Platz für den künftig zu grabenden Teich und ſeine Lieblinge: die neugepflanzten Eichen — und malt ſich aus, wie der Sohn hier ſchalten und walten wird. Die Mutter gibt ſchon jetzt wirtſchaftlichen Rat für den künftigen Haushalt, die Schweſter bedingt ſich ein Stübchen, aus, der alte Vogt mahnt: „Beeilt euch junger Herr, daß ihr fertig werdet. Lange mach' ich's nicht mehr.“ Mit den Kindern treiben wir uns in kleinen Stübchen herum, wo die alten Weiblein ihr Altenteil fanden und nun zum Spinnrad, wirklich noch zum Spinnrad Geſchichten erzählen; oder es geht in den Stall und hernach auf die Weide, von wo es keine fröhlichere Heimkehr gibt, als im verbotenen Galopp auf dem Rücken der Klepper. Abends aber im Eckzimmer, am braunen mächtigen Kachelofen erzählt der Vater von den alten Zeiten, von den Wolffſchilds, die vor ihm waren, von Lebrecht, der als Jenenſer Student mit ſcharfen Pariſern Beſcheid wußte und doch ſchließlich in Jakobsburg Paſtor wurde, von Chriſtian, der mit dem Waldheimſchen Recke in Fehde lag und doch Paſtor blieb, — und viele Geſchlechter reihen ſich dauernd an dieſes Daſeins unendliche Kette.“ Es iſt ein vorwiegender Eindruck der Stabilität in dieſen Verhältniſſen, die man infolgedeſſen einfach hinnimmt. Was ſoll daran anders ſein? Wozu ſoll daran etwas anders ſein? Und wie anders iſt es geworden!

Wie in „Wilhelm Wolffſchild“, ſo iſt auch in den ſpäteren Romanen beides zu finden: das alte Kurland und ein nicht genau zu bezeichnendes Neues. Auch das Alte war ja gewiß kein Teich, der ſich von der Sonne beſcheinen und vom Winde fächeln ließ, dann eher ſchon ein See, wie der Usmaitenſche, auf dem der Herbſtſturm mal auch Wellen trieb, die manchem Boot gefährlich werden konnten. Es iſt mir bei ſtudentengeſchichtlichen Studien aufgefallen, wie oft, wenn's in Jena, Marburg, Göttingen eine tüchtige Rauferei gegeben hat, die in den Akten von ſich reden macht, die Livländer oder Kurländer vornan ſtehn. Manch ſtreitbaren Mann — im lobenden und tadelnden Verſtande — deckt die kuriſche Erde. Aber, wenn's auch tüchtig geſtürmt hatte, zuguterletzt fand ſich das Ganze doch immer in ſeine Ufer. Dann ſchien auch wieder die Sonne, das behagliche kuriſche Sonnchen, und man nahm ſich Zeit, zu leben und leben zu laſſen.

In ſeinen behaglichen, wie in ſeinen ſchrofferen Zügen — vielleicht unter einer Verſtärkung der letzteren — iſt das alte Kurland bei Pantenius vertreten.

Dazu aber, wie in Wilhelm Wolfſchild, ſpürt man: das bleibt nicht ſo, es kommt etwas anderes. Wer weiß, ob es ein Beſſeres iſt, aber es kommt. Kaum wieder ſo deutlich, wie in „Wilhelm Wolfſchild", aber doch ſtets unverkennbar geht ein zeitgeſchichtlicher Zug auch durch die folgenden Panteniusſchen Werke, — ein Strömen kam in das Waſſer des Sees, ein leiſes, kaum merkliches, aber unaufhaltſames Strömen: wer weiß wohin. —

Allein und frei.

Auf „Wilhelm Wolfſchild" folgte „Allein und frei", der Roman, den Pantenius hernach, bei Ausgabe ſeiner geſammelten poetiſchen Werke, an deren Spitze ſtellte. Ob er damit eine Rangordnung nach eigenem Urteil hat andeuten wollen? Die allgemeine Meinung hat demgegenüber für „Die von Kelles" optiert. Aber wenn ich einesteils bezweifle, daß Pantenius nach dem Rang zu ordnen gedachte — er gab wohl eher einen Fingerzeig für die empfehlenswerte Leſefolge — ſo möchte ich mich andererſeits nicht davor ſcheuen, „Allein und frei" eine beſondere Stelle zuzuweiſen. Ich glaube, daß dieſes Werk, wie kein zweites des Dichters, ihn und ſeine Landsleute in Kontakt bringt. Man denke ſich die Frage geſtellt: in welchem Buche finde ich Kurland? Ich würde antworten: Verehrter Frager, nehmen Sie zwei Bücher. Nämlich, um das geruhſame alte Kurland kennen zu lernen: „Hippels Lebensläufe"; um zu erfahren, daß hier auch Leidenſchaft, Trotz, Kraft zu Hauſe waren: „Allein und frei". „Allein und frei" iſt mir die kurländiſchſte unter den Heimatdichtungen von Pantenius. Will man ſie etwa mit den Erinnerungen „Aus meinen Jugendjahren" zuſammenhalten, ſo hat man auch innerhalb des Lebenswerks desſelben Dichters die Ergänzung ins Beruhigte. Als rückſchauender Fünfundſechziger legt Pantenius einen Silberton mildernder Erinnerung auch über die Bewegtheiten einer heißblütigen Jugend; jung und heißblütig mochte er früher in ſeinen Romanen die Vicar-of-Wakefield-Stimmung nur als Kontraſt benutzen. Der ſtille Friede im Hauſe der Rechbergs, anziehend und lebenswahr verkörpert durch die holdfreundliche Lelia, läßt nur deſto deutlicher hervortreten, wie ſchroff, hart, leidenſchaftlich, ſchwerverſöhnlich Heinz Eichenſtamm, der Held des Romans, iſt, und ihm darin nur zu ähnlich die Träger des gleichen Namens. Auch ſie können freilich von ſich ſprechen, wie Pantenius ſelbſt, wenn er in den Erinnerungen ſeiner Vorfahren gedenkt: „Es war kein verſchlagener Streber, kein fauler Windbeutel, kein himmelnder Phantaſt unter ihnen." „Sie waren ſtarke wahre und ſtolze Männer, die — den Hut nicht in der Hand, ſondern auf dem Kopf — aufrecht durch das Land ſchritten."

Dieſe Charaktere kraftvoll gezeichnet und dem Gedächtnis der Nachgeborenen erhalten zu haben, war ein poetiſches und patriotiſches Verdienſt; über der nie genug, ja zuviel gerühmten Gemütlichkeit überſah der Durchſchnittsbeobachter nur zu leicht, daß auch die deutſche Geſellſchaft Kurlands nicht bloß durch Leichtlebigkeit zuſammenhielt, ſondern daß immer wieder ganze

Kerle darunter waren, deren Schultern Pflicht und Verantwortung willig trugen. Sie hat Pantenius uns geschildert. Wie die alten Holzschnittmeister ein Gesicht mit scharfen, energisch geformten Zügen anzog, so fesselten ihn diese Vollnaturen, diese Eichenstamm-Charaktere und zwar wie sie da waren, in Tugend und Fehl. Ihre Schwächen verhehlte er sich keineswegs. Sind sie doch dem Charakterschilderer was dem Maler die schwarzen Farbtöne sind. Sie machen die hellen leuchten. Aber es war zugleich viel mitgefühlte Lebenserfahrung darin, wenn er, was jener trotzigen Gefahr unter Umständen ihr Untergang sein konnte, in ein Stichwort faßte und dies seinem Roman zum Titel gab: „Allein und frei". Das war es ja. Sich einfügen, einordnen, gar unterordnen, seinen Willen brechen, das war das Schwerste, was einem Eichenstamm auferlegt sein konnte. Dann wahrlich lieber: Allein und frei! Und nun erzählt der Roman von allem Herzeleid, das jenes Alleinseinwollen und Freiseinwollen um jeden Preis demjenigen bringt, der sich nicht biegen und beugen mag. Über romanhafte Episoden, die zurücktreten, folgen wir der Lebensgeschichte Heinz Eichenstamms mit dem warmen Anteil germanischen Bluts an wahrhaft männlicher Kämpferart. „Allein und frei" ist in jedem Sinne des Worts ein Charakterroman.

Er ist besonders reich an lebendigen Gestalten. Sie gehören in Gruppen zusammen: die Eichenstamms, die Rechbergs, die Schweinsbergs, die Lehmhofs, die Baltevilles, — es ist kein Zufall, daß sie sich nach Familien aufzählen lassen. Die stark familienhafte Gliederung kennzeichnete das Land, und der Roman gibt das sehr zutreffend wieder. Man heiratete untereinander, man hielt auf Zusammenhalt in der Verwandschaft; man stritt sich leidenschaftlich, aber stand doch, wenns Not tat, einer für alle, alle für einen.

Zu den besten Figuren, die Pantenius je gelungen sind, gehört der Baron Schweinsberg, der „tolle Schweinsberg." Neben die ernsten schwerblütigen Eichenstamms gehörte eine Verkörperung jener charmierenden Nichtsnutzigkeit, die in Kurland nicht fehlte; in der Person Schweinsberg verbindet sich damit Kraft, Wildheit, oder auch ein edleres Gefühl und Ritterlichkeit, dazu jene Lebensverachtung, die ihren tiefsten Grund in einem Ungenügen hat. Auch für ihn, den Rohen, gibt es die Stelle, wo er sterblich ist. Mit der Kunst der Diskretion ist seine Liebe zu „Duding" geschildert. Begebnis greift in Begebnis, wir folgen dem Dichter unbedingt und widersprechen auch dem Schluß nicht. Im Abenteuer, sich selber treu, geht Schweinsberg zugrunde. Halb wie im tollen Scherz greift er nach dem Glück, erfaßt es, — aber das schwarze Wasser unter der Eisdecke des Stroms nimmt sie beide auf. Diese ungebändigte Natur *fordert* fast einen gewaltsamen Ausgang, ein Ende, wie sie es findet: bei Schneesturm und Nacht, eine Art Rückkehr zu den Naturgewalten, denen sie verwandt ist.

Besonders geglückt ist auch der treue Weinthal, mit dessen poetischer Schöpfung Pantenius dem anhänglichen Diener seines Vaters, dem Beschützer

seiner Gymnasialjahre, ein Denkmal gesetzt hat. Worin aber wohl der stärkste Reiz des Buches liegt, das ist — man möchte es tatsächlich so ausdrücken: die landschaftliche Stimmung in den Charakteren. Man fühlt einen völligen Einklang zwischen den Personen und dem immer ganz kurz, aber prägnant gekennzeichneten Schauplatz: dieses weit und frei sich dehnende Land und dieser Schlag Menschen gehören zusammen. Allein und frei!

Mit einem Wort sei auch das Zeitgeschichtliche gestreift, das, wie erwähnt, ja auch hier nicht fehlt. Heinz Eichenstamm ringt sich durch, findet die Rückkehr von den Irrwegen, auf die ihn sein Trotz getrieben, aber es ist nicht etwa das wiederhergestellte Idyll, das den Abschluß bildet, sondern ein fortschrittliches Wirken für die nicht aufzuhaltende, weitereilende Zeit. Es ist Novemberabend und die junge Frau Eichenstamm wartet auf die Heimkehr ihres Gatten. Endlich kommt er, noch angeregt vom Meinungsstreit in der Versammlung, in der er gesprochen hat. Und er bringt gute Nachricht: der neue Damm wird gebaut werden. „Es wurden gegen ihn all die bekannten Argumente ins Feld geführt, mit denen die menschliche Trägheit sich gegen das Neue aufzulehnen pflegt... Es war eitel dummes Zeug." Auch Wilhelm Wolffschild hatte gegen das ewig Gestrige opponiert. Aber die Freiheit, die er verfocht, ward ihm selbst zum Verhängnis. Er gab sich ihr zügellos hin und ging zu Grunde; Heinz Eichenstamm aber stellt sich in die Reihe der positiv Schaffenden; sie behaupten sich und bauen den neuen Damm.

(Schluß in der nächsten Nummer).

❀ ❀ ❀

Die Trunksuchtsgefahr in Rußland.*)

Von N. v. Cramer. (Mitglied des Reichsrats.)

Hochgeehrte Anwesende!

Mein Vortrag hat den Zweck, Ihre Aufmerksamkeit auf eine Frage zu lenken, die bereits seit Jahren viele der besten Männer Rußlands, viele wahre Patrioten, ernstlich beschäftigt.

Es ist eine Frage von großer Bedeutung, und wenn die meisten sich dieser Bedeutsamkeit nicht bewußt sind, so trägt die Schuld daran vor allem der Umstand, daß in der Hetze des täglichen Lebens, im heißen Ringen um das Dasein, bei den großen Anforderungen, die in der Gegenwart Beruf und Amt an jeden stellen, man häufig nicht die Zeit hat, sich umzuschauen, sich Rechenschaft zu geben über die Wichtigkeit dieser oder jener Erscheinung unseres öffentlichen und staatlichen Lebens. Schuld daran ist häufig auch die Indolenz, mit der wir uns allen Angelegenheiten gegenüber verhalten, die nicht unmittelbar unser Wohlergehen oder das Wohlergehen der Klasse, der wir ange-

*) Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für kommunale Sozialpolitik in Riga.

hören, in Mitleidenschaft ziehen. Endlich gibt es auch solche, denen die Bedeutung der Frage klar ist, welche die dem Lande drohende Gefahr sehen, die aber sie *nicht sehen wollen*, weil sie selbst nicht schuldlos sind oder weil sie nicht wissen, wie man der Gefahr entgegentreten soll.

Diese bedeutsame Frage, die eine Aufgabe in sich schließt, von deren glücklicher Lösung bis zu einem gewissen Grade das Schicksal Rußlands abhängt, ist die Frage: Was ist zu tun, um der Trunksucht, dieser den Körper und die Seele des russischen Volkes zerstörenden Krankheit, Herr zu werden; was ist zu tun, um das hochbegabte, intelligente russische Volk vor physischem und moralischem Niedergange zu retten?

Meine weiteren Ausführungen werden Ihnen, hochverehrte Versammlung, den traurigen Beweis liefern, daß wir es *tatsächlich* mit einer Erscheinung zu tun haben, die tief in das *wirtschaftliche* Leben Rußlands eingreift, die *unzählige Werte* zerstört, den *kulturellen Fortschritt* Rußlands hemmt, die Zahl der *geistigen Erkrankungen* und *Verbrechen* in erschreckendem Maße mehrt, die *Arbeitskraft* des russischen Volkes vermindert und immer neue Generationen von *Degenerierten* schafft.

Der enge Rahmen eines Vortrages erlaubt mir nur in allgemeinen Umrissen ein Bild von der Lage der Dinge zu zeichnen. Wenige Zahlen, kurze Hinweise aus dem mir zu Gebote stehenden reichen Material werden meine Ausführungen unterstützen. Trotz dieser Kürze, trotz dieser Beschränkung wird aber das Mitgeteilte genügen, um in Ihnen den Gedanken reifen zu lassen, daß die Gefahr, in der sich Rußland befindet, keine eingebildete, sondern eine tatsächliche ist.

Seit vielen Jahrzehnten arbeitet und wirkt in Petersburg die Allerhöchst bestätigte *Gesellschaft zum Schutze der Volksgesundheit*. Die Organisation und der Charakter der Tätigkeit dieser Gesellschaft läßt sich vielleicht am ehesten mit der unserer Vereine für kommunale Sozialpolitik und für Volkswohlfahrt vergleichen. Natürlich ist der Maßstab ein anderer. Im Bestande der Gesellschaft für Volksgesundheit befindet sich ebenfalls eine besondere Kommission, die sich speziell mit der Alkoholfrage befaßt. Sie ist am 7. Januar 1898 gegründet und hat im Laufe ihres nun 15-jährigen Bestehens ein reiches Material zur Beurteilung der Alkoholfrage in Rußland zusammengetragen. Dieses Material muß als ein wertvolles bezeichnet werden, da sich am Sammeln desselben hervorragende Professoren, Ärzte, Juristen, Statistiker, und Personen, die im praktischen Leben stehen, beteiligt haben.

Diese Kommission hat von Anfang an auf wissenschaftlicher Grundlage gearbeitet. Nachdem sie zuerst die physiologische Wirkung des Alkohols auf den menschlichen Organismus studiert hatte, stellte sie sich die Aufgabe zu untersuchen, wodurch die Verbreitung der Trunksucht in Rußland erklärt werden könne. Sie ging dabei von dem Prinzip aus, daß zwischen den Trunksuchtsursachen einzelner Personen und der „Massentrunksucht" eine scharfe Schei-

dung stattfinden muß. Wenn man hinsichtlich der „individuellen" Trunksucht von sittlicher Minderwertigkeit, von übler Gewohnheit, Willensschwäche, schlechtem Beispiele u. s. w. sprechen kann, so müssen die Ursachen tiefer liegen, sobald wir es mit einer „Massentrunksucht" zu tun haben, d. h. mit einer ständigen, immer ausgesprochenere Formen annehmenden Erscheinung, die sich nicht in einzelnen Gruppen der Bevölkerung, nicht in einzelnen Teilen des Landes, sondern im ganzen Volke, im ganzen Reich bemerkbar macht, einer Trunksucht, die immer mehr den Charakter einer Alkoholisierung der Massen annimmt.

Professor Ssikorski in Kiew, der bekannte Spezialist für Geisteskrankheiten, äußert sich in seiner im vorigen Jahre erschienenen Broschüre „Die herannahende große Krisis" wie folgt: „Schon vor 15 Jahren hat die russische Psychiatrie das Herannahen kommenden Unheils vorausgesagt. Diese Warnrufe aber verhallten wie die Stimme des Predigers in der Wüste . . . Jetzt rückt die Erscheinung beharrlich näher und klopft an die Tür. Es bleibt nichts übrig, als die Tür zu öffnen und die Reden anzuhören, die dieses mal ernster sein werden als vor 15 Jahren." Nach diesen einleitenden Worten weist Professor Ssikorski auf die Gefahr hin, die Rußland droht — es ist die Alkoholisierung der Massen. Früher gab es in Rußland „Trunksucht", mit dem XIX. Jahrhundert begann der Alkoholismus mit seinen Begleiterscheinungen. Jetzt droht Rußland — nach der Meinung Ssikorskis — die Alkoholisierung der ganzen Bevölkerung des Reiches.

Um die Ursachen der „Massentrunksucht" zu erforschen, beschloß die von mir bereits erwähnte Kommision für die Alkoholfrage bei der Gesellschaft für Volksgesundheit allem zuvor die Lebensbedingungen der einzelnen Bevölkeruugsklassen, in welchen sich die Massentrunksucht und Alkoholisierung besonders bemerkbar macht, eingehend zu prüfen. Zu diesem Zwecke wurden die Lebensweise und die Arbeitsverhältnisse der Bauers, des Fabrikarbeiters, des Militärs und der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit einer genauen Prüfung unterzogen. Es wurden die ökonomischen, hygienischen und rechtlichen Verhältnisse, unter denen diese Gruppen leben, festgestellt, sowie der Versuch gemacht zu ermitteln, welchen Einfluß die betreffenden Lebensbedingungen auf den Alkoholgenuß ausüben. Die Kommission stellte sich ferner die Aufgabe klarzulegen, inwieweit beim Massenalkoholismus die bestehenden Sitten und Gebräuche, ferner psychische Ursachen und schließlich der Charakter des Branntweinverkaufs mitspielen. Eine derartige auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute, von Männern der Wissenschaft und des praktischen Lebens ausgeführte Enquete mußte ein wertvolles Material zur Beurteilung der Alkoholfrage in Rußland liefern.

Nicht wenig Licht brachte in die bisher herrschende Dämmerung, die von so manchen Augen der Helle vorgezogen wird, auch der im Dezember 1909 bis Januar 1910 in Petersburg abgehaltene I. Allrussische Kongreß

zur Bekämpfung der Trunksucht. An diesem Kongreß nahmen Teil offizielle Vertreter der Regierung, der Universitäten, vieler Städte und Landschaften. Alle Gesellschaftsschichten, alle politischen Gruppen, angefangen von den äußersten Rechten bis zu den Sozialdemokraten, sowie alle Nationalitäten waren vertreten. Aus Stadt und Dorf, aus Waldgebiet und Steppe, aus dem hohen Norden und selbst aus dem fernen Osten waren Ärzte, Lehrer, Dorfgeistliche, ja selbst Fabrikarbeiter herbeigeeilt, um hier der Residenz von dem zu erzählen, was im großen, weiten Rußland vor sich geht.

Am Schluß des Jahres 1910 sind drei Bände der Arbeiten des Kongresses im Druck erschienen[1]). Sie bilden ein überaus wertvolles Material für die Kenntnis der Alkoholfrage in Rußland.

Gestatten Sie mir nun, durch einige Zahlen und Daten zu illustrieren, was Rußland jährlich vertrinkt und wie es trinkt.

Vor allem will ich Ihnen die offiziellen Zahlen der Hauptverwaltung für den Kronsbranntweinverkauf zitieren.

Im Laufe der letzten Jahre sind in Rußland in Monopolbranntwein vertrunken worden im Jahre:

1906	. .	697 Mill. Rbl.[2])	1909	. .	718 Mill. Rbl.[2])
1907	. .	707 „ „	1910	. .	767 „ „
1908	. .	709 „ „	1911	. .	783 „ „

Die Endresultate des Jahres 1912 habe ich nicht bei der Hand, doch zeigten schon die ersten 6 Monate, daß trotz der Mißernte in verschiedenen Teilen des Reiches, der Branntweinkonsum dennoch gestiegen ist. Im ersten Halbjahr 1911 waren im Monopolrayon 42,576,000 Wedro konsumiert worden; im ersten Halbjahr 1912 – 43,992,000 Wedro, also um 3,22% mehr.

Für das Jahr 1913 war der Ertrag aus dem Branntweinkonsum mit 851½ Millionen Rbl. angenommen, und zwar mit 800 Millionen Rbl. aus dem Monopolbranntweinverkauf (93,300,000 Wedro) und mit 51,562,000 Rbl. aus dem Ertrage der Branntweinakzise. Da bei der Aufstellung des Staatsbudgets die zu erwartenden Einnahmen stets niedriger, als tatsächlich anzunehmen ist, normiert werden, so kann man mit Sicherheit rechnen, daß im Jahre 1912 Rußland über 900 Millionen Rbl. in Branntwein vertrunken hat. Da nun die gesamten ordentlichen Staatseinnahmen gemäß dem Budget für 1913 2,896 Millionen Rbl. betragen, so resultiert daraus, daß der Konsum von Branntwein seitens der Bevölkeruug dem Staate fast ⅓ seiner sämtlichen Einnahmen liefert.

Nun darf man aber nicht vergessen, daß, außer dem Branntwein, die Bevölkerung Rußlands auch noch Bier und Wein konsumiert. Die Einnahme

---

[1]) „Труды I. Всероссійскаго Съѣзда по борьбѣ съ пьянствомъ." Auf dieses Werk beziehen sich in folgendem die Seitenhinweise der ohne Titelangabe zitierten Schriften.

[2]) Mit Fortlassung der Millionenbruchteile.

des Staates aus dem Bierverkauf beträgt etwa 20 Millionen Rbl. D. N. Borodin, einer der eifrigsten Gegner des Monopols, der seit Jahren die Alkoholfrage studiert, berechnet die Ausgaben der Bevölkerung Rußlands für Wein, Kognak und Likör mit 108 Millionen Rbl., für Bier mit 118 Millionen Rbl. Demnach würde die jährliche Gesamtausgabe für alkoholische Getränke zurzeit mit 1100 Millionen Rbl. zu berechnen sein.

Dabei ist die Tendenz des Konsums von Schnaps und Bier eine steigende und zwar auch in den Teilen des Reiches, wo der Monopolbranntweinverkauf noch nicht eingeführt ist, sondern das Akzisesystem besteht. Nach offiziellen Daten hat sich in jenen Teilen des Reiches der Branntweinkonsum im Jahre 1910, im Vergleich zu 1909, um 11,8 % und in den ersten 6 Monaten des Jahres 1911, im Vergleich zu 1910, um 23 % vergrößert. In der ersten Hälfte des Jahres 1912 ist der Branntweinkonsum, im Vergleich zu demselben Zeitraum für das Jahr 1911, um 11,5 % gestiegen. Für das Jahr 1913 nimmt das Finanzministerium an, daß der Konsum um 11,5 % wachsen wird. Laut Bericht des Finanzministers hat sich der Konsum besonders im Baurayon der Amurbahn vergrößert.

Auch der Bierkonsum wächst. So zeigen die offiziellen Daten des Finanzministeriums, daß der Bierkonsum im Jahre 1909, im Vergleich zu 1908, um 4,5 % und im Jahre 1910, im Vergleich zu 1909, sogar um 9,8 % gewachsen ist. Für das Jahr 1912 nimmt das Ministerium ein Wachsen des Konsums im Betrage von 2,8 % an.

Die angeführten Zahlen haben Ihnen gezeigt, welche Rolle der Branntwein in unserem Staatshaushalt spielt. Hat sich unser Reichsbudget in der Reichsduma doch den traurigen Namen „Das trunkene Budget" erworben.

Wollen wir jetzt den Versuch machen festzustellen, welchen Platz der Branntwein im Ausgabebudget des Bauers, des Arbeiters und des Handwerkers einnimmt.

In der offiziellen Tabelle „Statistik des fiskalischen Branntweinverkaufs für 1907" ist ganz Rußland, entsprechend der Höhe des Branntweinkonsums, in 10 Rayons eingeteilt. Wir sehen aus dieser Tabelle, daß laut Berechnung der offiziellen Statistiker, nach Ausschluß der städtischen Besiedelungen, die Ausgabe für Branntwein pro Kopf beträgt: angefangen von 2 Rbl. 8 Kop. im Königreich Polen und 2 Rbl. 24 Kop. in den Baltischen Provinzen, bis zu 4 Rbl. 56 Kop. im Zentrum Rußlands und 5 Rbl. 12 Kop. im Süden. Pro Familie (5 Köpfe) soll diese Ausgabe betragen: in Polen 11 Rbl. 44 Kop., in den Baltischen Provinzen 12 Rbl. 32 Kop., im Schwarzerderayon 23 Rbl. 76 Kop., im Zentralrayon 25 Rbl. 8 Kop., im Süden 28 Rbl. 16 Kop.

Der von mir bereits zitierte Borodin beziffert seinerseits die Ausgaben für Schnaps pro Kopf: in den Dörfern mit 10 Rbl. 26 Kop., in den Städten mit 18 Rbl., in den Residenzen Petersburg und Moskau mit 59 Rbl. 50 Kop.,

oder für die aus 5 Köpfen bestehende Familie mit 17 Rbl. im Dorfe, mit 56 Rbl. 66 Kop. in der Stadt, und mit 90 Rbl. in den Residenzen.

Die Ziffern der offiziellen Statistik geben uns an und für sich noch kein Bild von der Bedeutung der Ausgabe für Alkohol im Budget der Landbevölkerung. Sie zeigen nur, daß der Russe für Branntwein mehr ausgibt als der Pole, der Deutsche, der Lette, der Este, daß der Christ bedeutend mehr trinkt als der Mohammedaner und Jude, der Städter mehr als der Bauer. Sie erhalten ihre Bedeutung erst, wenn wir erfahren, wie groß das Budget des russischen Bauers überhaupt ist; wie viel der russische Bauer für Lebensmittel ausgibt, die er kaufen muß, wie groß seine Ausgabe für Kleidung und andere Bedürfnisse ist; wie er sich nährt, wie er wohnt; ferner, wie groß die Ausgabe des russischen Bauers für Branntwein ist, im Vergleich zur Ausgabe des deutschen, französischen, englischen Bauers für Alkohol. Erst dann können wir feststellen, ob der russische Bauer seinen „Überfluß" oder seinen „Mangel" vertrinkt.

Nach den mir zur Verfügung stehenden Daten, für deren unbedingte Richtigkeit ich natürlich nicht einstehen kann, beträgt das Budget des russischen Bauers im Mittel 63 Rbl., oder mit anderen Worten: er hat außer der Wohnstätte, dem Holz aus dem Gemeindewalde, dem Korn und dem Gemüse von seinem Felde, die ihm und seiner Familie zur Nahrung dienen, 63 Rbl. baren Geldes zur Bestreitung aller übrigen Ausgaben. Von diesen 63 Rbl. verbraucht er 10,8% für Branntwein. Der französische Bauer soll 13,5%, der englische 10,5%, der österreich-ungarische 6,9%, der schwedische 4,2%, der norwegische 3,8% seines Einkommens für Alkohol verbrauchen. Der russische Bauer würde demnach etwas weniger als der französische, mehr als der englische und bedeutend mehr als der österreich-ungarische, schwedische und norwegische Bauer für den Alkoholgenuß ausgeben. Nun aber soll das Budge des englischen Bauers im Mittel nicht 63 Rbl., sondern 273 Rbl., also 4½ mal mehr betragen. Auf den Tisch des englischen Bauers kommen Fleisch und Butter, Eier und Gemüse, Tee, Kaffee und Zucker. Bei uns sind die Hauptbestandteile der Nahrung des Bauers: Brot, dazu in ungenügender Menge Kwas, Kartoffeln, Zwiebeln, Kohl, Gurken, Pilze, Fett und Öl. Zu dem dünnen Aufguß des Tees fehlt fast der Zucker. Auf den Kopf der Bevölkerung Rußlands kommen 15 Pfd. Zucker, während auf den Kopf der Bevölkerung Frankreichs 42 Pfd., Deutschlands 45 Pfd. und Englands sogar 91 Pfd. kommen. Fleisch ist ein Luxusartikel auf dem Tisch des russischen Bauers. Eiweiß und Fette sind in seiner Nahrung durchaus ungenügend enthalten. Nach Kotelnikow ißt sich ⅓ der Bevölkerung Rußlands überhaupt nicht satt. Die sanitären Mißstände der bäuerlichen Wohnstätten sind oft geradezu entsetzlich.

Der bekannte Statistiker Schtscherbina beschreibt, wie folgt, den Zustand von zwei Dörfern in nächster Nähe von Woronesh, einem nicht armen Gouvernement: Das Budget des einzelnen Bauers beträgt im Mittel 60 Rbl. Für

das Wirtschaftsinventar gibt ca. 25 Rbl., für Lebensmittel 20 Rbl. aus. Milch und Eier fehlen ganz. Für Fleisch wird etwas mehr als 1 Rbl. im Jahr ausgegeben. Die hygienischen Lebensbedingungen sind ganz unmögliche; 22% aller Bauernhäuser sind verfallen, 70% sind feucht: 30% durchfrieren im Winter; Vieh und Menschen wohnen zusammen; 96% der Bewohner haben keine Betten, sondern schlafen auf Matten. Und solche Dörfer gibt es in Rußland viele Tausende.

Obrist Fürst Barjatinski berichtet, daß von 360 Rekruten, die er befragte, 114 Mann, also gegen 40%, früher noch niemals Rindfleisch gegessen hatten.

Nach einigen für das Jahr 1907 gesammelten statistischen Daten entfiel auf 42,7% aller Bauernhöfe Rußlands nur je ein Pferd und auf 29,3% kein Pferd. Im Kreise Bogorodsk, Gouv. Moskau, ist von Raspopow festgestellt worden, daß es in diesem Kreise 7737 Bauernhöfe gibt, die keine Kuh, 5067 Höfe, die kein Pferd, und 7085 Höfe, die weder Kuh noch Pferd besitzen. Die Bauern desselben Kreises Bogorodsk vertrinken aber in einem Jahre 1 1/4 Mill. Rbl.

Diese Zahlen sprechen eine beredte Sprache und weisen darauf hin, daß der russische Bauer nicht seinen „Überfluß", sondern seinen „Mangel" vertrinkt.

Aber nun erlauben Sie mir, Ihnen einige Zahlen und Daten anzuführen, die noch viel deutlicher reden.

Im Jahre 1900 betrug die Einnahme des Staates aus dem Getränkeverkauf 411 Mill. Rbl. Sie war im Vergleich zu 1899 um 15 Mill. Rbl. gewachsen. Im Jahre 1901 hatten wir eine große Mißernte. Es mußten 22 Mill. Rbl. aus Reichsmitteln der notleidenden Bevölkerung zur Verpflegung angewiesen werden. Die Einnahmen des Fiskus aus dem Branntweinmonopol betrugen 455 Mill. Rbl.; sie hatten sich nicht vermindert, wie man im Hinblick auf die Mißernte annehmen durfte, sondern hatten sich vermehrt, aber nicht nur um 15 Mill. Rbl., wie im vorhergehenden Jahre, sondern sogar um 44 Mill. Im Jahre 1905 hatten wir Revolution und Mißernte. Aus dem Staatssäckel wurden 45 Mill. Rbl. für die notleidende Bevölkerung angewiesen. Die Branntweineinnahme stieg um 56 Mill. Rbl. Im Jahre 1906 Mißernte, Notstandsanweisung 96 Mill. Rbl.; die Branntweineinnahme wies ein Plus von 87 Mill. Rbl. auf. Im Jahre 1911 gab es teilweise Mißernte und ein erhebliches Steigen der Einnahme von Kronsbranntweinverkauf.

Wem diese Zahlen noch nicht genügen, um zu beweisen, daß unser Bauer seinen „Mangel" vertrinkt, den verweise ich auf den Bericht des Finanzministers zum Budget des Departements für indirekte Steuern, für das Jahr 1906.

In diesem Bericht teilt der Finanzminister mit, daß der Konsum des Branntweins im allgemeinen um 3% gestiegen ist, in den von der Mißernte heimgesuchten 21 Gouvernements aber um 6,5%!

Kann da die Behauptung noch angestritten werden, daß der russische Bauer nicht seinen Überfluß, sondern, wie gesagt, „seinen Mangel" vertrinkt?

Das bekannte Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt" gewinnt eine besondere Bedeutung für Rußland, diesen großen Bauernstaat, in welchem 86% der Bewohner der Landbevölkerung angehören. In einem solchen Staate muß alles, was die Verarmung des Landes fördert oder auch nur seine ökonomische Kräftigung aufhält, mit ganz besonderer Energie im Staatsinteresse bekämpft werden. Wem das Wohl von Staat und Volk am Herzen liegt, der kann nicht ruhig bleiben, wenn er sieht, daß die Bauernschaft eines Kreises, in dem es 7000 Höfe gibt, die weder ein Pferd noch eine Kuh besitzen, 1 1/4 Mill. Rbl. in Branntwein vertrunken hat; er kann nicht gleichgültig bleiben, wenn 96 Millionen aus dem Reichsschatz angewiesen werden mußten, damit der von der Mißernte heimgesuchte Bauer sein Feld bestellen, sich sein einziges Pferd, seine einzige Kuh erhalten kann, und wenn dann der Finanzminister nachher erklären muß, daß in demselben Notjahr dieselbe notleidende Bevölkerung mehr vertrunken hat, als die Bevölkerung der Teile des Reiches, wo es keinen Notstand gab und die keine 96 Millionen Hilfsmittel erhielten.

Der beste Kenner des bäuerlichen Lebens ist der Dorfgeistliche. Er lebt mit den Bauern und unter ihnen. Sein Interessenkreis ist häufig nicht viel größer, als der des Bauers, der bescheidene Zuschnitt seines Lebens unterscheidet sich nur wenig von dem des begüterten Bauers. Was sagt nun dieser Kenner der bäuerlichen Lebensweise?

Vor etwa 4 Jahren hat ein bekannter Petersburger Geistlicher, Mirtow, durch Vermittelung der Eparchialobrigkeit eine Umfrage bei der Dorfgeistlichkeit Rußlands angestellt. Die eingegangenen Antworten, aus allen Teilen Rußlands,*) mit wenigen Ausnahmen, geben überall dasselbe Bild. Es trinkt eben alles! Ein Dorfgeistlicher aus dem Gouvernement Orel schreibt: „Es trinken die Männer, es trinken, wenn auch weniger, die Frauen und sogar die Kinder. Es trinken die Armen und nicht weniger auch die Reichen. Es trinken, die nicht zu lesen und zu schreiben verstehen und die es können, und sogar die Gebildeten." Und ein anderer Geistlicher aus Asiens ferner Steppe, aus Ssemipalatinsk, schreibt: „Es trinkt die hohe und die niedere Obrigkeit des Dorfes, es trinkt die Polizei, es trinken die Ärzte und die Lehrer". Ein dritter, aus dem Gouvernement Ssamara, schreibt: „Der Umfang der Trunksucht ist nicht überall derselbe. Jedoch am häufigsten wird bis zur Sinnlosigkeit, bis zur Vertierung, bis in den Tod getrunken.

Gestatten Sie mir jetzt Ihnen einige Zahlen und Daten anzuführen, die Ihnen ein Bild davon geben, was der russische Handwerker, Fabrikarbeiter und Tagelöhner vertrinkt.

---

*) Gouv Pensa, Orel, Kostroma, Kasan, Poltawa, Tschernigow, Charkow, Taschkent, Syr-Darja, Ssemiretschensk, Ssamara, Archangelsk, Wologda, Transbaikal, Fergan, Wolhynien, Kaspien, Pskow, Wladimir.

Eine in Petersburg im Jahre 1908 oder 1909 aus der Mitte der Arbeiter, von Arbeitern selbst veranstaltete Enquete ergab folgende Daten: Von 2052 Arbeitern und Handwerkern verschiedenster Branchen, die die Umfrage beantwortet hatten, tranken überhaupt nicht 160, also 7 %. Der Genuß von Branntwein hatte bei den 1892 trinkenden Arbeitern und Handwerkern schon sehr früh begonnen, und zwar bei 6 % vor dem 10. Jahre, bei 12 % im Alter von 11—14 Jahren, bei 35 % im Alter von 15—17 Jahren, bei 38 % im Alter von 18 21 Jahren, und nur bei 8 % nach erreichtem Mannesalter. Im Mittel wurden 13 1/2 % des ganzen Budgets vertrunken; 3 % der Befragten trinken, außer Branntwein, auch Surrogate, wie z. B. denaturierten Spiritus, Lack und Politur; 54 %, also der größte Teil, trinkt in Gesellschaft und einzeln, 41 % nur in angenehmer Kompagnie, 5 % nur für sich allein; 38 % trinken den Branntwein in mäßigen Quantitäten, 23 % in unmäßigen Quantitäten, 33 % bald mäßig, bald unmäßig, wie es eben kommt, und 6 % leiden an Säufer-Trunksucht (запой). Die Frage, ob „Wegbleiben von der Arbeit" (прогулъ) vorgekommen, wurde von 40 % der Befragten bejahend beantwortet.

Von diesen 2052 haben 73 % täglich ein warmes Mittagsmahl, 13 % essen zu Mittag trockne und kalte Speisen und 13 % haben keinen regelmäßigen warmen Mittagstisch. 40 % haben als Wohnung ein Zimmer, 38 % ein halbes Zimmer, eine Bettstelle oder eine halbe Bettstelle, 22 % eine Wohnung mit Mietern.

Eine ebenfalls aus Arbeiterkreisen im Bakuschen Industrierayon veranstaltete Umfrage unter Arbeitern der Naphtaindustrie, Eisenbahnarbeitern und städtischen Handwerkern hat folgende Beantwortung erfahren. Die Metallarbeiter vertrinken im Mittel 12—16 % ihres Monatslohnes, die Bauarbeiter 14—18 %, die Handwerker der Naphtaindustrie 15—17 %, die städtischen Handwerker und Eisenbahnarbeiter 10—25 % des Monatslohnes; am wenigsten trinken die Setzer, Drucker und Buchbinder, am meisten die Eisenbahnarbeiter. Wenn wir die einzelnen Gewerbe und Professionen betrachten, so sehen wir, daß die größten Trinker die Bäcker und die Arbeiter in den Konditoreien sind. Die ersteren vertrinken fast 40 % ihres Wochenlohnes, die letzteren über 32 % desselben. Am wenigsten trinken die Maschinisten und Elektrotechniker (6 % des Lohnes) und die Buchbinder (über 7 % des Verdienstes). Interessant ist der Umstand, daß, je größer der Verdienst ist, desto kleiner die Ausgabe für Branntwein, und umgekehrt.

Von den bei dieser Umfrage registrierten Personen trinken gegen 2 % nur bei Familienfesten (Namenstag usw.), 13,5 % an Tagen der Auszahlung des Lohnes, gegen 15 % an Sonn- und Feiertagen und 69 % bei jeder Gelegenheit. Fast 32 % haben infolge von Trunkenheit Körperverletzungen davongetragen, bei 14,5 % war Delirium tremens in der Familie zu Hause; bei 40 % trank der Vater, bei 46 % der Vater und die Mutter, bei 2 % allein die Mutter,

und nur bei 10,5% waren die Eltern nüchterne Personen. Bei fast 39% der Befragten trinkt die Frau. Der größte Teil der registrierten Arbeiter und Handwerker hat in den Kinderjahren zu trinken begonnen, einzelne sogar bereits im 8. bis 9. Lebensjahr.

Ein hohes Interesse beanspruchen die Materialien der Trinkerheilambulatorien des St. Petersburger städtischen Volks-Nüchternheitskuratoriums. Die bezüglichen Arbeiten sind von einer Autorität auf wissenschaftlichem Gebiet, dem bekannten Petersburger Arzt A. L. Mendelsohn, ausgeführt worden. Sie werfen ein helles Licht auf die Arbeiterverhältnisse der Residenz und die in ihr herrschende Trunksucht. Unter den 2734 Personen, die in den Ambulatorien für Alkoholiker Aufnahme fanden, gehören fast 30% dem Fabrikarbeiterstande und über 27% dem Handwerkerstande an. Der größte Teil der Behandelten bestand aus Gewohnheitstrinkern und nur 12 litten an periodischer Trunksucht. Auf den Kopf der Trinker entfallen 18,25—27,37 Wedro pro Jahr, während das Mittel für ganz Rußland 1,69 Wedro pro Kopf ist. Dazu ist zu bemerken, daß der Konsum eine steigende Tendenz aufweist, ganz unabhängig davon, ob der Arbeitslohn steigt oder fällt. Während im Jahre 1903 die registrierten Trinker gegen ein Drittel ihres Verdienstes (32,5%) vertrinken sollen, erreichte im Jahre 1907 der vertrunkene Teil des Lohnes bereits 50%. Was das Alter betrifft, so hatten über 1% der Registrierten bereits im 6. Lebensjahre zu trinken angefangen. Von den Frauen hatten 12% schon vor dem 15. Lebensjahre zu trinken begonnen, und zwar 3% im Alter von 6—10 Jahren und 9% im Alter von 10—15 Jahren.

Von der in der Residenz Rußlands herrschenden Trunkenheit geben folgende Zahlen des statistischen Bureaus des St. Petersburger Stadtamts ein Bild. Mehr als 1/3 aller plötzlich Verstorbenen sind im Zustande der Trunkenheit gestorben.*) An der Trunksucht sterben in Petersburg auf 100,000 Einwohner 20,3, in London 13,5, in Paris 6,3, in Berlin 2,7%.**) Nach Untersuchungen von Dr. Terechowko sind 30% aller Selbstmorde in Petersburg der Trunksucht zuzuschreiben; in Paris nur 14,2%.

Zum besseren Verständnis der ganzen Ungeheuerlichkeit der bei uns herrschenden Zustände mögen nun folgende Hinweise dienen. Ebenso wie in Paris, Wien und Berlin werden auch in Petersburg die im Zustande eines starken Rausches auf den Straßen befindlichen Personen von der Polizei aufgegriffen, in das betreffende Polizeiamt geführt, dort registriert und bis zur Ernüchterung zurückgehalten. Selbstverständlich geht die Polizei in der Festnahme solcher Personen im Westen Europas viel strammer vor als bei uns, wo man sich viel milder zum Straßenunfug im allgemeinen und speziell

*) Статистическій Ежегодникъ г. С.-Петербурга 1900—1903 г.

**) Выписка изъ книгъ смотрителей полицейскихъ домовъ за 1901 до 1908 г.; справка изъ Столичнаго Врачебнаго Отдѣленія за 1909 г. Für Berlin Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin.

Trunkenen gegenüber ſtellt, da im ruſſiſchen Volke der Betrunkene meiſtenteils nicht Ekel, ſondern ein gewiſſes Mitleiden, ja ſelbſt wohlwollende Sympathie erweckt.

Im Jahre 1906 kam ein regiſtrierter Trunkenbold auf folgende Einwohnerzahl:

in Paris	auf	16,962	Einwohner
„ Wien	„	1,020	„
„ Berlin	„	369	„
„ Petersburg . .	„	25	„

Im Jahre 1906 waren alſo faſt 4% (3,96%) der Bevölkerung Petersburgs, oder jeder 25. Bewohner wegen Trunkenheit ins Polizeilokal gebracht worden.

Aus dem bereits Geſagten haben wir erſehen, daß der ruſſiſche Fabrikarbeiter, Tagelöhner und Handwerker in der Mehrzahl von 12% bis faſt 40% ſeines Lohnes vertrinkt. Um uns ein Bild vom Umfang und der Bedeutung dieſer Zahlengröße zu machen, müſſen wir nun vor allem zu erfahren ſuchen, was der ruſſiſche Arbeiter verdient, und zum Vergleich die Daten heranziehen, die uns Aufſchluß darüber geben, was der ausländiſche Arbeiter verdient, und was er vertrinkt.

Gemäß den Daten aus dem Rechenſchaftsbericht des Miniſteriums für Handel und Induſtrie für das Jahr 1911 beträgt der Durchſchnittsverdienſt des ruſſiſchen Arbeiters 251 Rbl. 15 Kop. In den Baltiſchen Provinzen iſt der Durchſchnittsverdienſt des Arbeiters höher, und zwar: in Livland 330 Rbl., in Kurland 295 Rbl. und in Eſtland 290 Rbl. Im Petersburger Fabrikrayon beträgt der Verdienſt des Arbeiters im Mittel, nach den Mitteilungen der Kaiſerlichen Ruſſiſchen Techniſchen Geſellſchaft, 39 Rbl. 33 Kop. monatlich oder 472 Rbl. jährlich.

Im Vergleich zum Weſten Europas iſt das Mittel des Verdienſtes des Fabrikarbeiters in Rußland geringer als dort. Nach Kotelnikow beträgt z. B. der Verdienſt des Arbeiters in der franzöſiſchen Baumwollſpinnerei, wo die Arbeit geringer bewertet wird als in England und Deutſchland, im Mittel 480 Rbl., in der Flachsſpinnerei 420 Rbl. In der Bergbauinduſtrie beträgt im Mittel der Verdienſt in Belgien 400 Rbl., in Frankreich und Deutſchland ſchwankt er zwiſchen 450 und 500 Rbl., in England beträgt er 700 Rbl., bei uns 250 Rbl. Welchen Prozentſatz ſeines Verdienſtes vertrinkt nun der ausländiſche Fabrikarbeiter? Nach Kotelnikow vertrinkt der engliſche Arbeiter 4,4% ſeines Verdienſtes, der franzöſiche 4,7%, der deutſche 5%, der belgiſche 5,2%. Und der ruſſiſche? Nach der von mir ſchon früher zitierten Arbeiterumfrage ſind es 12—32, ja 40% des Wochenlohnes. Mögen dieſe Ziffern im allgemeinen zu hoch gegriffen ſein, mag es Orte geben, wo der vom Arbeiter vertrunkene Teil des Verdienſtes geringer iſt, ſo unterliegt doch keinem Zweifel, daß der vom ruſſiſchen Fabrikarbeiter vertrunkene Prozentſatz des Verdienſtes viel größer iſt als beim franzöſiſchen, engliſchen, belgiſchen oder deutſchen Arbeiter.

Wie nährt sich aber der westeuropäische und der russische Arbeiter? Nach Kotelnikow gibt der englische und belgische Arbeiter 47% des Verdienstes für die Ernährung aus, der französische 49% und der deutsche sogar 51% des Verdienstes. Davon werden verbraucht:

	Englischer Arbeiter	Deutscher Arbeiter	Französischer Arbeiter
Für Brot und Mehl	15,8	16,1	17,9
„ Fleisch und Fisch	28,8	31,8	30,3
„ Milch	6,1	7,4	4,4
„ Butter, Schmalz und Fett . . .	11,4	14,2	10,8
„ Kartoffeln	4,2	4,6	3,6
„ Gemüse und Früchte	4,0	4,1	7,2
„ Tee, Kaffee und Kakao	6,5	4,6	5,0
„ Zucker	4,3	2,2	2,7
„ andere Nahrungsmittel	18,9	15,0	18,1
	100	100	100

Und was ißt der russische Fabrikarbeiter und Tagelöhner? Auf dem flachen Lande Brot mit Kwas und Zwiebeln, Grütze mit Schmalz oder Fett, und an Sonn- und Feiertagen Fleisch. In den großen Fabrikstädten zum großen Teil trockene Nahrung, Brot, Wurst, Käse, Heringe, Gurken. Wie die schon mehrfach zitierte Arbeiterenquete besagt, haben selbst in Petersburg nur 73% der Fabrikarbeiter täglich eine warme Mahlzeit, und das kann nicht wundernehmen, wenn man im Auge behält, welch großer Teil des Verdienstes in Branntwein umgesetzt wird. So sehen wir, daß, *ebenso wie der russische Bauer, auch der russische Arbeiter nicht seinen Überfluß, sondern seinen Mangel vertrinkt.*

Daß der Mißbrauch geistiger Getränke auf diesen schlecht genährten und daher geschwächten und nicht widerstandsfähigen Körper ganz besonders verheerend wirken muß, ist selbstverständlich. Dazu tritt noch der Umstand hinzu, daß die Wohnungsverhältnisse sowie die klimatischen Bedingungen für den russischen Arbeiter ungünstiger sind, als für seinen Kollegen im Westen.

Was das Trinken unter der Jugend betrifft, so habe ich schon vorhin bei Mitteilung der Resultate der von Petersburger Arbeitern veranstalteten Enquete angeführt, daß 6% der Kinder der Petersburger Arbeiterbevölkerung bereits vor dem 10. Lebensjahre Branntwein zu trinken beginnt. Diese betrübende Tatsache finden wir im ganzen Reiche.

Auf dem im August 1912 unter dem Präsidium des damaligen Erzbischofs von Moskau, zurzeit Petersburger Metropoliten Wladimir abgehaltenen Allrussischen Anti-Alkoholkongreß, an dem hauptsächlich Geistliche teilnahmen,

kam ein Vortrag des bekannten Dr. Korowin zur Diskussion. Eine im Moskauer Gouvernement in 300 Landschulen unter 23,000 Schülern und Schülerinnen veranstaltete Enquete hat folgende Resultate ergeben. Von den Knaben tranken 67% Schnaps und zuweilen auch Bier, von den Mädchen tranken Branntwein 54%. Die Mehrzahl der Knaben und Mädchen hatte im Alter von 3–8 Jahren Branntwein zu trinken angefangen. Einige von den im 8. bis 10. Lebensjahre stehenden Schülern waren bereits betrunken gewesen, und zwar mehr als einmal. Es trinken die Kinder in der Mehrzahl der Fälle nicht nur mit Wissen der Eltern, sondern häufig werden sie sogar von den Eltern dazu genötigt.

Nach der Mitteilung einer vom „Вѣстникъ Новгородскаго Земства“ („Nachrichten der Nowgorodschen Landschaft“) veranstalteten Umfrage in einer Semstwo-Landschule ergab sich, daß die Knaben bereits im Alter von 9—13 Jahren mit dem Branntweingenuß bekannt sind.

Dr. Grigorjew teilt mit, daß in 4 von ihm besuchten Knabenschulen von 182 Schülern im Alter von 8—13 Jahren 151 Schüler Schnaps trinken. Viele von ihnen waren bereits betrunken gewesen, viele erhielten den Schnaps täglich von ihren Eltern. Einige erklärten, sie könnten bis zu 3 Gläser auf einmal austrinken. In 4 Mädchenschulen tranken von 159 Schülerinnen im Alter von 8—16 Jahren 149 Schülerinnen.

Was kann von einer derartigen Jugend in physischer und sittlicher Hinsicht erwartet werden? Die Antwort darauf gibt der von mir bereits zitierte bekannte Kiewer Nervenarzt und Universitätsprofessor Sikorski. In seiner Broschüre „Die nahende große Krisis“ sagt er: „Die Folgeerscheinungen der alkoholischen Degeneration sind gewöhnlich dreierlei Art. Es wächst die Zahl der geistigen Erkrankungen, es wächst die Zahl der Verbrechen, es vermindert sich die Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung.“ Alle diese Erscheinungen, behauptet Professor Sikorski, zeigen sich in Rußland. Er stützt sich in seinen Ausführungen auf offizielles Material, auf die statistischen Berichte des Justizministeriums, auf die Berichte der Irrenanstalten des Reiches, und auf die Arbeiten der bekannten Gelehrten Janshul und Tschuprow.

Professor Sikorski stellt fest, daß in den Teilen des Reiches, wo der Branntweinkonsum größer ist, auch eine größere Anzahl von Verbrechen vorkommt. Die Kindersterblichkeit und der Kindesmord wachsen, wobei ihre Zunahme nicht im Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung, sondern zum Steigen des Brantweinkonsums steht. Dabei tritt im Wachstum der Verbrechen deutlich die Eigentümlichkeit hervor, daß die Zahl der von Frauen verübten Verbrechen in höherem Maße zunimmt als die der Männer, d. h. also, daß die verderbliche Wirkung des Alkohols auf den weiblichen Organismus größer ist als auf den männlichen. Es ergibt sich demnach, daß alles dasjenige, dessen beste Hüterin das Weib sein soll, die Sittlichkeit, die Familie, das Kind, unter dem Einfluß des Alkohols zu Grunde zu gehen droht.

Was die Zunahme der Geisteskrankheiten in Rußland betrifft, so ist das eine so bekannte Tatsache, daß ich keine Veranlassung habe, hier weiter darauf einzugehen.

Inbezug auf das Sinken der Arbeits- und Leistungsfähigkeit weist Professor Sikorski darauf hin, daß der sogen. Arbeitsinstinkt schwindet und daß auch hierbei die Hauptrolle der Branntwein spielt.

Vor einigen Wochen ist sämtlichen Gliedern des Reichsrats eine Denkschrift in Sachen des Kampfes mit der Trunksucht zugegangen. Der Verfasser dieser Schrift ist das Reichsratsmitglied Wirkl. Geheimrat W. P. Tscherewanski, ehemaliger Gehilfe des Reichskontrolleurs. In dieser Denkschrift wird darauf hingewiesen, daß das Prinzip, aus dem Branntweinkonsum eine ergiebige Staatseinnahmequelle zu schaffen, in Rußland schon vor vielen Jahrhunderten Boden gefaßt hat. Schon unter Johann III. nahm es die Moskauer Regierung auf sich, Krüge (корчмы) zu errichten und mit diesen Krügen auch die Geistlichkeit und treue Diener zu belohnen. Die Trunksucht nahm so überhand, daß die Regierung sich veranlaßt sah, den Moskowitern das Trinken von Branntwein nur am Sonntag zu gestatten.

Unter Johann dem Schrecklichen (übrigens eine falsche Übersetzung des Wortes „grosny" ins Deutsche) wurden die Krüge durch Branntweinschenken (кабаки) ersetzt. Besitzer dieser Schenken waren Bojaren und die Geistlichkeit. Zar Feodor Joanowitsch und Zar Boris ordneten an, die zarischen Branntweinschenken in Moskau und Nowgorod zu schließen.

Dann kam die Branntweinpacht (der „откупъ") und die Einnahmen des Fiskus stiegen immer schneller, bis sie in den Jahren 1862–1869 schon gegen 40% aller Staatseinnahmen betrugen; die Zahl der Branntweinpächter bezifferte sich auf 200. Es folgte die Branntweinakzise und im Jahre 1895 das Branntweinmonopol. Welch ergiebige, immer steigende Einnahmequelle der Branntweinkonsum bildet, habe ich bereits zu Beginn meines Vortrages nachgewiesen.

Von Interesse ist in der von mir zitierten Denkschrift ferner folgende Aufstellung. Tscherewanski teilt die 160 Millionen Bewohner Rußlands in trinkende und nicht trinkende. Zu den nicht trinkenden zählt er folgende Bewohner Rußlands:

I.	90% der weiblichen Bevölkerung sämtlicher christlichen Konfessionen	=	42	Mill. Köpfe
II.	Die ganze weibliche Bevölkerung mohammedanischen Glaubens	=	8	„ „
III.	90% der männlichen mohammedanischen Bevölkerung	=	7	„ „
IV.	Die ganze weibliche jüdische Bevölkerung	=	3	„ „
V.	30% der männlichen jüdischen Bevölkerung . . .	=	2	„ „
VI.	75% der Altgläubigen und Sektierer	=	6	„ „
		Summa	68	Mill. Köpfe

Der trinkende Teil der Bevölkerung Rußlands beträgt also 92 Millionen Köpfe. Nimmt man den Konsum des Branntweins (Monopolgebiet 87 Mill. Wedro, Akziſegebiet 10 Mill., Sibirien 10 Mill.) mit rund 100 Mill. Wedro an, ſo kommt auf den Kopf mehr als ein Wedro Branntwein und nicht 0,21 Wedro, wie die engliſche Handelsſtatiſtik berechnet.

Dieſes Quantum Branntwein iſt ſchon an und für ſich kein niedriges. Die unheilvolle Wirkung wird aber dadurch noch erhöht, daß der Branntwein von einer ſchlecht genährten, phyſiſch nicht widerſtandsfähigen und zum Teil ſyphilitiſch kranken Bevölkerung konſumiert wird.

Daß der Branntweinkonſum mit dem Wachstum der Bevölkerung ſteigen muß, iſt eine normale Erſcheinung. Bei uns ſteht das Wachstum des Konſums aber in keinem Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung, und dieſer Mißbrauch des Branntweinkonſums führt bei uns einen großen Teil der Bevölkerung zu wirtſchaftlichem Niedergang, zu ſittlichem Verfall und droht mit immer größerer Zunahme degenerativer Erſcheinungen.

Wie Tſcherewanſki durchaus richtig bemerkt, erfordert die Feſtſtellung des Faktums, daß wir es mit einem wirtſchaftlichen Niedergang unſerer Landbevölkerung zu tun haben, keine beſondere Mühe, und es kann uns darüber nicht der Umſtand hinwegtäuſchen, daß die Höhe der Einlagen in den Sparkaſſen 1½ Milliarden Rbl. beträgt. Man halte dem nur gegenüber die überaus traurigen Zuſtände in den der Trunkſucht verfallenen Dörfern. Und ſolcher Dörfer gibt es leider ungeheuer viele.

Der Zerfall der Familie iſt eine längſt konſtatierte Tatſache, und auch hier ſpielt der Branntwein eine große Rolle. Elternmorde und blutſchänderiſche unnatürliche Verhältniſſe zwiſchen Vater und Tochter, Bruder und Schweſter, entſpringen faſt immer dem Rauſche. Wie das Verbrechertum auf dem flachen Lande wächſt, kann jeder Landbewohner bezeugen. Es gibt Gegenden, wo der Bauer das Betreten der Straße im eigenen Dorfe fürchtet. Ein finſterer Geiſt hat das ruſſiſche Dorf ergriffen, und zu nicht geringem Teil trägt auch hieran der Trunk die Schuld.

Ich komme zum Schluß. Ich hoffe, daß es mir gelungen iſt, den Beweis zu liefern, daß wir nicht vor einer nur eingebildeten, ſondern vor einer wirklichen Gefahr ſtehen. Einem großen Volk, reich veranlagt, hochbegabt, mit großer natürlicher Intelligenz ausgeſtattet, droht die ſchwerſte Gefahr, wenn es ſich ſelbſt nicht Halt gebietet, Pflicht der Regierung, Pflicht der Geſellſchaft, unſer aller Pflicht iſt es, dem Volke zu helfen, ſeiner krankhaften Neigung, ſeiner Schwäche Herr zu werden, es vor Verſuchung zu ſchützen. Vor allem ſollen wir, die Geſellſchaft, die Intelligenz, ihm ein Beiſpiel geben. Vor allem ſollen wir bereit ſein, der „Ernüchterung“ unſeres Bauernſtandes, unſerer Fabrikarbeiterſchaft materielle Opfer zu bringen, auf gewiſſe materielle Vorteile zu verzichten. Wir ſollen „ehrlich“ und „aufrichtig“ vorgehen. Der Weg, den wir zu beſchreiten haben, iſt uns bereits

vorgezeichnet. Wir brauchen ihn nicht zu suchen. Ihn haben bereits andere Staaten, andere Länder beschritten und große Erfolge damit erreicht. Uns bleibt nur übrig, dasselbe zu tun.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Dimitri Mereshkowski.

von Johannes Kordes (Moskau).

In der heutigen russischen Literatur existieren viele verschiedene Richtungen; vor allem baut sie sich wohl auf ihrer großen Vergangenheit — einem bodenstarken Realismus — auf, als dessen Vater der geniale Alexander Puschkin (man denke nur an seine „Hauptmannstochter") angesehen werden darf. Dann erschien Gogol und schuf, an Puschkin sich anlehnend, Muster der realistischen Darstellung, wie z. B. seinen „Revisor" und den Roman „Tote Seelen". An Gogol schlossen sich sodann die anderen großen russischen Realisten, wie Turgenew, Gontscharow, Pissemski, Dostojewski und Tolstoi.

So wächst zu einer Zeit, wo in Westeuropa romantische Traditionen herrschten, in Rußland eine gewaltige realistische Kunst empor, um bis heute noch fortzubestehen, wenn auch nicht in der früheren Pracht und Größe. Außerdem wuchs die russische Literatur, wie keine andere der Welt, zu einer gewaltigen Künderin und Vertreterin des sozialen Gewissens empor. Im „freien Europa", gab es Volksvertretungen, da vermochte eine freie öffentliche Meinung neue Reformen vorzuschlagen und zu verfechten; in Rußland gab es aber keine Organe, um des Volkes Weh zu verkünden; die Presse war geknebelt, das Volk durfte seine Meinung nicht äußern; nur die große russische Literatur vermochte man nicht zu unterdrücken, sie blieb die einzige berufene Vertreterin der Volksinteressen.

In der zeitgenössischen russischen Literatur sind aber manche neue Strömungen aufgekommen. Starke westeuropäische und nordische Einflüsse treten besonders intensiv zutage. Da spürt man Einflüsse von Nietzsche, Ibsen, Zola, D'Annunzio, Knut Hamsun und manchen anderen. Man huldigt den verschiedensten, ja extremsten Schulen und Richtungen; da gibt es Naturalisten, Romantiker, Realisten, Stilisten, Symbolisten und Futuristen. Vielerlei wogt und gärt durcheinander. Man huldigt den mannigfaltigsten Weltanschauungen und Ideen, ja im Grunde auch verschiedenen Religionen. Heidentum lebt neben Christentum, Individualismus neben Sozialismus, Humanismus neben Egoismus und einem stark ausgeprägten Persönlichkeitskultus.

Abseits von allen diesen Richtungen steht eine ganz kleine Gruppe von Schriftstellern, die Philosophen, Dichter und Kulturhistoriker in ihrer Person vereinigen; hierzu gehören Rosanow, Minski und Mereshkowski. Auf

des letzteren Schaffen und Persönlichkeit wollen wir nun näher eingehen, indem wir zuerst seinen Lebenslauf skizzieren.

D. S. Mereshkowski entstammt einem alten kleinrussischen Adelsgeschlecht. Seine Vorfahren hießen eigentlich Mereshki und lebten in Kleinrußland. Der Großvater Mereshkowskis siedelte unter der Regierung Pauls I. nach Petersburg über und trat in das Ismailowsche Regiment. Dieser selbe Großvater hat vermutlich den kleinrussischen Familiennamen Mereshki in den mehr russisch klingenden Mereshkowski geändert. Als der große Befreiungskrieg 1812 ausbrach, nahm er am Feldzuge teil. Der Vater von Dmitri Mereshkowski war Staatsbeamter, er diente im Hofministerium in Petersburg und hier erblickte auch Dimitri Mereshkowski am 2. August 1865 das Licht der Welt. Die Sommermonate verbrachte der Knabe in ungebundener Freiheit in der Nähe von Petersburg auf der Insel Jelagin. Er las gern Indianergeschichten und spielte oft mit anderen Altersgenossen „Indianer". Stiller und reizloser verliefen die Wintermonate in der großen, mürrischen Beamtenwohnung des Vaters in der Stadt, wo Mereshkowski das 3-te klassische Gymnasium besuchte. Ungern denkt der jetzt im Mannesalter stehende Schriftsteller an jene Schulzeit zurück: „von Pädagogik und Erziehung keine Spur, alles gipfelte in einer seelentötenden Büffelei". Mit weit wärmeren Gefühlen denkt Mereshkowski an seine alte liebe Amme zurück, die gern Volksmärchen erzählte, und mit Andacht vor goldenen Heiligenbildern, im Lichte eines Kirchenlämpchens, vom Leben russischer Heiligen sprach. Zuweilen nahm der Vater auf seinen Dienstreisen den Sohn in die Krim mit, wo die herrliche südliche Natur, das blaue Meer und die fast antike Schönheit des jetzt zerfallenen Schlosses von Oreanda sich tief in die Seele des Knaben einprägten. Die spätere Liebe für die Schönheitswelt der Antike begann wohl schon hier im Herzen des Knaben aufzudämmern. Und die Erzählungen der Amme pflanzten in die Seele des Knaben die ersten mystischen Keime, die sich nachher so groß artig entfalten sollten.

Mit dreizehn Jahren beginnt der Knabe Verse zu schreiben und zugleich — was sehr charakteristisch ist — auch die ersten kritischen Aufsätze. In den obersten Klassen des Gymnasiums schwärmt er für Molière und gründet sogar, zusammen mit seinen Mitschülern, einen „Molière-Kreis". Dieser Kreis sollte beinah sehr verhängnisschwere Folgen nach sich ziehen. Obwohl alle Schüler, sie waren etwa 16 Jahre alt, nichts mit Politik zu tun hatten, erhielten sie doch eines schönen Tages eine „Aufforderung" aus dem berüchtigten „Dritten Departement", sich dort einzufinden. Hier wurde ihnen mitgeteilt, daß sie unter dem Verdacht ständen, die „bestehende Staatsordnung" umstürzen zu wollen, und sie wurden einem langen und schweren Verhör unterworfen. Und wenn Mereshkowski damals nicht arretiert und „per Etappe" verschickt worden ist, so hatte er das vor allem der einflußreichen Stellung seines Vaters zu verdanken.

Auch der Jüngling Mereshkowski schrieb Verse, auf die der Vater sehr stolz war: er schrieb sie eigenhändig ab und las sie den Verwandten und Bekannten

vor. Großen Eindruck machte auf den Jüngling ein Besuch bei F. M. Dostojewski im Jahre 1880. Der große Schriftsteller empfing die beiden — Vater und Sohn — im winzigen Arbeitszimmer seiner winzigen Petersburger Wohnung, die zudem noch mit großen Bücherstößen des Romans: „Die Brüder Karamasow" angefüllt war. Errötend, stotternd und erbleichend begann der junge Mereshkowski seine unreifen Jugendpoesien vorzulesen. Dostojewski hörte lange schweigend zu; doch seinem Wesen merkte man an, daß er mit der Störung unzufrieden war. Endlich sagte er: „Schwach, schlecht, es taugt garnichts! Um gut schreiben zu können, muß man leiden und nochmals leiden!"

„Nein! Nur nicht leiden, dann möge er lieber überhaupt nie schreiben!" erwiderte Mereshkowskis Vater.

Aber zum Abschied drückte Dostojewski dem jungen Mereshkowski warm die Hand und sah ihn aus seinen klaren und durchdringenden hellblauen Augen lange an.

Im Jahre 1880 machte Mereshkowski auch die Bekanntschaft des Lyrikers S. J. Nadson, der auf seine lyrische Entwicklung einigen Einfluß ausüben sollte; und im Jahre 1881 erscheint Mereshkowskis erstes Gedicht in einer der vielen russischen Monatsschriften im Druck.

Nach Absolvierung des Gymnasiums im Jahre 1884 läßt sich Mereshkowski in der historisch-philologischen Fakultät der Petersburger Universität immatrikulieren, die ihm „etwas mehr als das Gymnasium gab", wohl kein sonderlich tröstliches Bekenntnis, wenn man bedenkt, daß die Schulzeit ihm „fast garnichts" geboten hatte.

Der Student Mereshkowski schwärmte enthusiastisch für Spencer, Comte, Mill und Darwin. Doch, von Natur religiös veranlangt, fühlte der Jüngling, wenn auch unklar, die Unzulänglichkeiten der sog. positiven Philosophie; er strebte nach freieren, höheren Horizonten, konnte aber inzwischen nichts Besseres, Haltbares finden und litt sehr! Er verkehrt in verschiedenen literarischen und politischen Kreisen der Residenz, lernte A. N. Pleschtchejew, den berühmten Schriftsteller Gontscharow, den Dichter Maikow u. a. kennen. Als durch den bedeutenden Publizisten A. M. Jewreinow das Journal „Sseweiny Westnik" (Nordischer Bote), an dem die besten Köpfe Rußlands, wie G. J. Uspenski, W. M. Garschin und W. G. Korolenko teilnahmen, gegründet wurde, nahm auch Mereshkowski regen Anteil an diesem Journal. Er veröffentlicht dort eine ziemlich belanglose dramatische Arbeit „Silvio" und einen warm gehaltenen Aufsatz über A. Tschechow, der damals seine literarische Laufbahn begann und noch gänzlich unbekannt war.

Augenscheinlich hatte im Laufe der Zeit die positive Philosophie im Herzen und im Kopfe des jungen Mereshkowski sich sehr verflüchtigt, denn er wird wieder von einem starken religiösen Suchen und Sehnen erfaßt.

Nachhaltigen Eindruck macht auf ihn ein langes Nachtgespräch mit dem Schriftsteller Gleb Uspenski, der ihn auf das russische Volk hinweist und mit

Nachdruck betont, daß das Heil in der Weltanſchauung des Volkes, in der „Gewalt der Erde", zu ſuchen ſei. Mereſhkowſki unternimmt nun längere Reiſen „in das Volk hinein", er weilt an der Wolga, an der Kama, den Gouvernements Ufa und Orenburg, er pilgert zu Fuß durch Dörfer und Städtchen, unterhält ſich mit Bauern, Sektierern und Schullehrern, und notiert ſich gewiſſenhaft ſeine Beobachtungen. Er beſucht im Twerſchen Gouvernement auch den Bauer Waſſili Sſutajew, mit dem einſt Leo Tolſtoi lange Geſpräche geführt hatte, die auf ihn nicht ohne Wirkung geblieben waren.

Immer mehr erkennt der Jüngling, daß die poſitive Philoſophie unhaltbar für ihn ſei, und als er Leo Tolſtois „Beichte" kennen lernt, übt dieſes Buch eine gewaltige Wirkung auf ihn aus. Er geht ſogar eine zeitlang mit dem Plane um, ganz „in's Volk" zu gehn, etwa Dorfſchullehrer zu werden, aber allmählich ſollte auch dieſes „Durchgangsſtadium" überwunden werden, und nun beginnen ganz andere Geiſter den jungen Mereſhkowſki in ihren Bannkreis zu ziehen, wie z. B. Baudelaire, Verlaine, Poe. Er wird ein eifriger Anhänger der weſteuropäiſchen Literatur, gibt ſogar ſelbſt ein Versbuch heraus, das er „Symbole" betitelt. Nach Abſolvierung der Univerſitätsſtudien (im Jahre 1889) verheiratet er ſich mit der talentvollen ruſſiſchen Schriftſtellerin S. N. Hippius, deren Romane jetzt auch in deutſchen Überſetzungen zu erſcheinen beginnen.

Lange Reiſen führen Mereſhkowſki nach Italien, Sizilien, Griechenland und in die Türkei. Angeregt durch Griechenlands Denkmäler aus der Vergangenheit überſetzt er einige antike Tragödien. Im Jahre 1893 beginnt er ſeine großartige Roman-Trilogie: „Chriſt und Antichriſt", die er nach 12 Jahren beendet. Im Laufe der folgenden Jahre ſchreibt er die Werke: „Leonardo da Vinci", „Peter der Große", „Tolſtoi und Doſtojewſki". Er treibt zu dieſem Zweck eifrige Studien, vertieft ſich in die betreffenden Epochen, ſucht Land und Leute näher kennen zu lernen. Bevor er an die Ausarbeitung ſeines Buches „Peter der Große" herantrat, machte er längere Reiſen an die Wolga, in die dortigen Sektierer- und Altgläubigenkolonien. Er ſuchte auch entlegene, echt ruſſiſche Wallfahrtsorte auf, um beſſer das Treiben und Gefühlsleben des ruſſiſchen Bauern, der ruſſiſchen Pilger (странники) und Geiſtlichen kennen zu lernen.

Zum Schluß der 90-er Jahre gründet Mereſhkowſki die Zeitſchrift „Der neue Weg" (Новый Путь), die im Geiſtesleben Rußlands eine bedeutende Rolle ſpielen ſollte. Seiner Anregung entſpringt auch die Veranſtaltung von religiös-philoſophiſchen Verſammlungen in Petersburg. Leider wurden dieſe Verſammlungen, deren Zweck es war, das religiöſe Gefühl in der ruſſiſchen Intelligenz zu wecken und zu fördern, auf Verfügung des damals allgewaltigen Oberprokureurs des heiligen Synods, Pobjedonoſzew, verboten. Zwar verſuchte Mereſhkowſki das Verbot rückgängig zu machen, er trat in diesbezügliche Verhandlungen mit dem damaligen Metropoliten Antoni, doch

dieſer antwortete, er könne nichts ändern, da er ſich „der weltlichen Gewalt zu fügen habe“ . . .

Bedeutſam für die fernere Entwicklung Mereſhkowſkis wird ſein Beſuch in Jasnaja Poljana bei Leo Tolſtoi, mit dem er lange religiöſe Geſpräche führte. Einen tief nachhaltigen Eindruck hinterlaſſen bei Mereſhkowſki auch die Ereigniſſe der Jahre 1905—1906; ſie veranlaſſen ihn nach einem neuen Chriſtentum, nach neuen Lebenswerten überhaupt ſehnſüchtig auszuſchauen. Er ſiedelt auf einige Zeit nach Paris über und verfaßt Abhandlungen über die ruſſiſche Revolution, wobei ihn beſonders die religiöſe Seite der Frage intereſſiert. Der Name Mereſhkowſki wurde beſonders im Jahre 1912 wiederum oft genannt. Er wurde auf Grund einiger Stellen aus ſeinem neueſten Drama „Paul I.“ der Majeſtätsbeleidigung angeklagt. Die Anklage richtete ſich vor allem gegen folgende Stellen im Drama: erſtens gegen die Worte, die Mereſhkowſki den Zaren Alexander I. (der auch im Drama auftritt) reden läßt: „Es gibt keine Obrigkeit ohne von Gott“, ſagte der Prieſter während der Vereidigung. Wenn nun aber der Kaiſer verrückt iſt — iſt dann ſeine Obrigkeit auch von Gott? . . . Und geſetzt den Fall, die ſelbſtherrliche Gewalt iſt nicht von Gott — was dann? Das iſt eine verfluchte Stelle. Man ſtellt ſich darauf und fällt durch. Ich ſage dir: das iſt eine Stelle, wo Gott und Teufel ganz nahe, furchtbar nahe aneinander gerückt ſind. Hier hat man Gott und Teufel ſo ſehr miteinander verſtrickt, daß der Knoten nicht zu löſen iſt“. Die andere Stelle im Drama gegen welche die Anklage erhoben wurde, lautet: „Vergeßt nicht meine Freunde; wer die Eier nicht zerſchlägt, wird auch keinen Eierkuchen machen können. Ihr fragt, was das bedeuten ſoll? Die Eierſchalen, das ſind die zariſchen Köpfe, und die Eierkuchen — das iſt die Revolution“.

Die Verhandlungen des Gerichtes, die ein kleines ruſſiſches „Kulturbild“ entwarfen, dauerten nicht lange. Mereſhkowſki wurde vor allem auf Grund einer glänzenden Rede, die er vor den Richtern hielt, freigeſprochen. Er führte u. a. folgendes aus: „Ich möchte mir erlauben, die Aufmerkſamkeit des Gerichts darauf zu lenken, daß es durchaus unſtatthaft iſt, auf Grund einiger Zitate, die aus ihrem Zuſammenhange geriſſen worden ſind, über das ganze Buch zu urteilen. Nehmen wir z. B. „Schuld und Sühne“ von Doſtojewſki. Dort ermordet Raskolnikow einen Menſchen und will hierbei ſeinem Gewiſſen recht geben. Das heißt aber durchaus nicht, daß Doſtojewſki den Mord predigt. Es geht nicht an, irgendwelche geringfügige Zitate aus Doſtojewſkis Roman zu reißen, und die Anſichten und Stimmungen ſeiner Perſonen, als Anſichten und Stimmungen von Doſtojewſki hinzuſtellen. Und doch klagt man mich nur auf Grund einiger Zitate an, die ganz eigenmächtig meinem Drama entriſſen worden ſind, ohne daß man den Geiſt und den Inhalt der Dichtung ſelbſt in Rechnung zieht. Mit wem ſympathiſiert Shakeſpeare in ſeinem „Julius Caeſar“? Mit Brutus oder Caeſar? Die Sym-

pathie des Künstlers ist sein Geheimnis. Von mir darf ich sagen, daß ich es durchaus nicht nötig habe, meine Sympathien zu verheimlichen. Das Geheimnis meiner Sympathie besteht darin, daß ich den Helden meines Dramas, den Zaren Alexander I., liebgewonnen habe; ich habe ihn liebgewonnen wegen seiner Menschlichkeit, wegen seiner Leiden. Ich begann den Zaren auch um seiner Religiosität willen zu lieben, dafür, daß er im Namen der höchsten christlichen Vollkommenheit die selbstherrliche uneingeschränkte Gewalt verneinte und behauptete, daß eine solche Gewalt nur Gott zukäme. Diese Gedanken und Gefühle habe ich auch geäußert, — vielleicht nicht ganz geschickt, jedenfalls aber mit guten Absichten."

Wer Mereshkowski näher kennt, der weiß, daß er diese Worte mit bestem Gewissen sagen durfte. Ihm ist es, wie wir das auch aus seinem Lebenslaufe ersehen können, mit seinem Schaffen durchaus ernst. Dieser Schriftsteller befindet sich in einem fortwährenden heißen Suchen und Ringen. Er besitzt ein auffallend zartes Gewissen, ein stark ausgeprägtes Schönheitsgefühl und sucht, aus einer großen Liebe zur Menschheit heraus, Sinn in die Sinnlosigkeit des Lebens zu bringen.

Mir fällt ein Wort Alfred Kerrs ein: „Es ist schön, primitiv zu sein, es ist aber noch viel schöner, sehr differenziert zu sein." Unsere Zeitgenossen sind wohl meist differenziert. Aber es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil der Leiden unserer Zeit gerade dieser Differenziertheit entspringt. Ein geheimer, oft brennender Schrei nach Einheit, nach Vereinfachung, geht auch durch die chaotischen Seelenzustände unserer Tage. Dimitri Mereshkowskis Schaffen ist im Urgrunde ein solches geheimes Suchen nach Einheit. Er sucht angestrengt nach einer Synthese im Chaos der Differenzierungen, nach Sinn in der Sinnlosigkeit des Lebens.

Außerdem steckt in diesem Schriftsteller ein gut Stück Kultur, was so überaus selten in der russischen Literatur anzutreffen ist. Auffallend ist hierbei die Fähigkeit Mereshkowskis, sich in die Eigenart entschwundener Zeiten und Kulturen hineinzuleben und sie in seinen Werken heraufzubeschwören. Leider vermißt man hierbei zuweilen den belebenden Dichtergeist, weil Mereshkowski nicht selten in eine allzustarke Anhäufung des Stofflichen verfällt. Dann muß man wohl den feinen Kultur-, Kunst- oder Geschichtskenner bewundern, aber weniger den Dichter.

Bedeutend ist die Mannigfaltigkeit Mereshkowskis, die zuweilen ein Quell der Schwäche für ihn wird. Was ist Mereshkowski nicht alles! Er ist Dramatiker, Essayist, Romanschriftsteller, Kritiker, Lyriker, Kulturhistoriker; und es ist schwer zu sagen, auf welchen Gebieten er sein Eigenstes und Bestes gegeben hat; denn sieht man sich seine Romane näher an, so fühlt man bald, daß sie eigentlich gar keine Romane sind, weil sie z. B. oft lange Stellen enthalten, die an archäologische, theologische, vor allem aber an

kulturhiſtoriſche Abhandlungen erinnern; und geht man ſeinen Kritiken auf den Grund, ſo erkennt man, daß ihnen wiederum Romanhaftes oder auch viel Lyriſches anhaftet.

Und immer wieder fühlt man: der denkende Künſtler iſt in Mereſhkowſki ſtärker als der produktive. Im allgemeinen empfängt man aus ſeinen Werken den Eindruck, daß ſie ein Menſch geſchrieben hat, der ein ſehr reiches Seelenleben beſitzt, ein Menſch, dem zuweilen der Mund überzufließen ſcheint vor Gefühlen und innerem Erleben, — doch iſt es dieſem Menſchen nicht ganz gegeben, die richtige Form für den gärenden Inhalt der Seele zu finden. Ihm verſagte ein Gott, all das zu ſagen, was er leidet, und das verurſacht ihm oft tiefes Weh.

Bei Mereſhkowſki muß man zwei Menſchen unterſcheiden: den Denker und den Dichter. Beide ſind bedeutend, aber am bedeutendſten wird Mereſhkowſki dann, wenn der Denker und der Dichter in ſeinen Werken in eins zuſammenfließen, was leider nicht oft der Fall iſt.

Sehen wir uns zunächſt den Dichter Mereſhkowſki an. Als Dichter begann er, wie wir aus ſeinem Lebenslauf geſehen haben, ſchon recht früh. Er fing in den 80-er Jahren mit gut bürgerlichen Gedichten im Stile des Volksdichters und „Volkstribunen" Nekraſſow an; er hatte ein mitleidiges Herz für den Bauer und ſeine ſchwere Lage. Außerdem ſchrieb Mereſhkowſki eine Reihe von Verſen im Nadſonſchen Geiſte; dieſe Verſe wirkten mehr auf die Tränendrüſen, als auf das Herz. Bedeutungsvoll für Mereſhkowſki wurde ſein tieferes Eindringen in die Poeſieen Puſchkins: dieſer Dichter zieht ihn bald in ſeinen Zauberbann. Auch erliegt Mereſhkowſki dem Einfluß der Antike; er ſchwärmt für die dahingeſchwundene Schönheitswelt der Griechen. Die äußere Form der Gedichte verändert ſich auffallend wenig, doch wird der Inhalt ſeiner Verſe im Laufe der Jahre immer tiefer und ſchöner. Zugleich hinterlaſſen ſeine Verſe den Eindruck, daß ſie mehr aus dem Grunde des Herzens emporbringen, als die früheren. Sie erwecken das Gefühl, als hätte ſie ein ſehr aufrichtiger, vornehmer, kluger, edler Menſch geſchrieben, aber kein Lyriker. Aus den meiſten und beſten Verſen Mereſhkowſkis klingt eine leiſe Wehmut, man fühlt die ſtarke Sehnſucht des Dichters, ein ſchönes Leben zu leben, aber man erkennt auch ſeine Unmöglichkeit, dieſes ſchöne Leben wirklich leben zu können. Oft beſchäftigt ihn der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen; dann verſucht der Dichter die Geheimniſſe des Todes zu begreifen, Sinn in die Widerſprüche des Lebens zu bringen; und dann fühlt man auch, daß er das Leiden liebt, weil es das Menſchenherz läutert und den ewigen Dingen näher bringt. Zuweilen ſtört in den Gedichten allzuviel Reflexion, — man verlangt nach mehr Geſtaltung, mehr Gefühl, mehr Melodik. Zur Illuſtration ſeien einige Gedichte von Mereſhkowſki (überſetzt vom Verfaſſer dieſes Aufſatzes) hierher geſetzt:

Mein Lächeln.

. . . Du lächelſt? . . . Und lächelſt ſo kerngeſund,
Als hätte die Freude geküßt deinen Mund,
Als hätteſt du wiedergefunden
Die Wonne kindlicher Stunden,
Als wäre dir endlich beſchieden
Ein Leben voll Liebe und Frieden . . .

So lächeln in herbſtlichen Gärten
Letzte, betrügende Blüten . . .

Der leere Kelch.

Es haben unſre Väter ſchon vor Jahren
Des Lebens Kelch bis auf den Grund geleert.
Sie haben im Genießen, Weltdurchſtürmen
An ihre Kinder nicht gedacht!

*

Nun iſt der ſüße Rauſch verflogen,
Kein Feuer glüht, kein Glaube blüht;
Mit leerer Bruſt ſtehn müde Kinder
Am ausgeleerten Lebenskelch.

*

Sie gehen hin wie müde Schatten
Verfluchen ihres Lebens Pein,
Und fragen zitternd, im Ermatten:
Was wird mit unſren Kindern ſein? . . .

Das Schweigen.

Es wundert dich, warum ich immer ſchweige,
Warum ich lange, lange lautlos dir ins Auge ſeh?
Ich liebe dich. Da ſchneidet jeder Laut die Seele,
Und tut wie greller Glanz dem Auge weh.

*

Wie wird ſo licht das Herz in deiner Nähe!
Und ſchweigen muß ich, daß der Glanz nicht flieht.
Es ſind wie Rehe ſchüchtern heiligſte Gefühle,
Und Seelen ſchweigen, welche Gott durchzieht.

*

So ſchweigt der Menſch in feierlicher Ahnung,
Wann Abendrot um tote Schläfen blutet;
So ſchweigt das Meer, wann durch der Stürme Nacht
Tiefreiner Himmel niederflutet . . .

Bedeutender als der Dichter iſt der Denker in Mereſhkowſki In ſeiner Kindheit und Jugend war er, wie wir geſehen haben, religiöſen Einflüſſen unterworfen; dann lernt er vorübergehend die ſchöne Welt des Südens kennen, von der er ſchwärmt.

Später wird er von einem ſtarken Mitleid zu den Mühſeligen und Beladenen dieſer Erde ergriffen, zeitweilig ſchlägt ihn die poſitive Philoſophie in ihren Bann, endlich wird er von einem heftigen religiöſen Suchen durchglüht. Auch als Mann hat Mereſhkowſki — um mit Nietzſche zu reden — eine Reihe von „Häutungen" durchgemacht, und ſteht heute noch lange nicht als eine abgeſchloſſene Perſönlichkeit vor uns; auch heute iſt er noch ſtark in der Entwicklung begriffen, und man kann bei dieſem, im Grunde ſehr unruhigen Geiſte, annehmen, daß er morgen wiederum jene Altäre verbrennen wird, vor denen er noch heute in Sehnſucht gekniet hat. Das iſt ſchon öfters geſchehen; und man muß geſtehen, daß dieſe Aufrichtigkeit, dieſes ſehnſüchtige Suchen nach Wahrheit einer der anziehendſten Züge in der Perſönlichkeit Mereſhkowſkis iſt.

In ſeinen erſten Werken, vor allem in ſeinem erſten Gedichtband (1888) iſt Mereſhkowſki ein Verteidiger der Schwachen und Armen, ein Sänger des Mitleids, und des Volkes Freuden und Leiden ſind auch die ſeinigen. In den neuen „Gedichten" (1895) hat er ſchon die erſte Häutung durchgemacht; hier iſt Mereſhkowſki durchaus nicht ethiſch, ſondern vor allem äſthetiſch geſinnt. In den neuen Gedichten entpuppt er ſich als ein glühender Verehrer (und ſchwacher Nachahmer) Baudelaires oder Edgar Poes. In den „Ewigen Begleitern" (1899) und in „Kaiſer Julian" (1899) hat er wiederum eine „Häutung" durchgemacht. Hier ſcheint er ganz Heide geworden zu ſein, der geradezu Widerwillen gegen das Chriſtentum empfindet. Er fühlt in ſeiner Seele jene große Freude, die tiefe Schönheit dem Menſchen bietet; er findet Frieden, Ruhe, Erlöſung in der Schönheit. Dieſen Umſchwung hatte hauptſächlich eine längere Reiſe nach Griechenland vollzogen; vor allem hatte die Akropolis eine ſehr tiefe Wirkung auf ihn ausgeübt; hier ſeine Worte: „Ich ſah auf die Akropolis und fühlte etwas, was ich nie in meinem Leben vergeſſen werde. Eine tiefe Freude durchflutete meine Seele, eine Freude, die vom Leben erlöſte, eine Freude, die durch die Schönheit geboren war. Vergeſſen waren, wie auf immerdar, alle irdiſchen Sorgen, ich fühlte nicht mehr die glühende Hitze des Tages, die Ermüdung von der Reiſe. Ich ſchien mich ſelbſt verloren zu haben, und halb von Sinnen wiederholte ich immer wieder: „Großer Gott, was iſt das?" Mir ſchien es, daß die Vergangenheit der Menſchheit, alle zwanzig kranken, traurigen Jahrtauſende irgendwo draußen geblieben wären, draußen hinter den königlichen Säulen der Akropolis; nichts vermag mehr die große, ewige Harmonie, die hier herrſcht, zu trüben. Endlich fühlte ich in dieſem Leben etwas, wofür es ſich zu leben lohnte. Ich ſah und ſtaunte. Alles erſchien mir ſo bekannt und verwandt. Ich fühlte: ja, das muß ja alles ſo ſein, und nimmer anders, — und das machte mir Freude. Erſt hier fühlte ich zum erſten Mal im Leben, was wahre Schönheit iſt. Und ich dachte nichts; ich wünſchte nichts; ich meinte nichts — ja bald freute ich mich nicht mehr — ich war wunderbar ruhig . . ."

Also: die Schönheit war es, die auf ihren himmlischen Schwingen dem suchenden Mereshkowski Erlösung vom Leben brachte. Aber bald sollte auch dieses Erlösungsgefühl vergehen. Mereshkowski kehrt in die Heimat, nach Rußland zurück, und hier, fern der Schönheitswelt der Antike, hier, inmitten der endlosen, melancholischen Wälder und Felder des russischen Riesenreiches, hier beginnt das Gefühl der Schönheit in der Seele Mereshkowskis zu erblassen und seine Seele trübt sich. Schwarze Trauerschleier sinken nieder auf die göttliche Sonnenwelt der Hellenen. Wenig Aufrichtung findet er in seinem neuen Suchen bei den russischen Dichtern. Nur Puschkin, dieser wunderbar harmonische Geist, vermag ihn noch zu fesseln. Er schreibt: „Im Verhältnis zu Puschkin erscheinen mir alle anderen russischen Dichter schwer und dunkel; Puschkin allein ist hell und leicht; er allein scheint die Erde kaum zu berühren, wie ein Gott der Griechen."

Mereshkowski sucht Trost und Befriedigung in der Arbeit. Er wendet sich der Gestalt Tolstois zu, dann taucht Dostojewskis Genie vor ihm auf, und als Resultat des Suchens, Sehnens und Arbeitens entsteht ein schönes, tiefes Buch über „Tolstoi und Dostojewski" (1900—1902). Diese Arbeit veranlaßt Mereshkowski, möglichst tief in die fesselnde, widerspruchsreiche Psychologie der russischen Seele einzudringen, der Dichter sucht angestrengt sich der Seele seiner Heimat zu nähern. Vor allem interessiert ihn die große Reformationszeit Peters des Großen, das tiefe immer wiederkehrende Problem: „Osten oder Westen?"

Peters des Großen Genie hatte Rußland machtvoll in die Bahnen Westeuropas gezwungen; manches Echt-Russische in Kunst und Seelenleben mag damals unterdrückt worden sein; vieles wurde mißgestaltet, umgebogen, in seiner organischen Entwicklung in fremde Bahnen gelenkt. Franzosen, Engländer, Deutsche, Holländer begannen die Kulturen und Künste ihrer Länder nach Rußland zu bringen; und man hat das Gefühl, daß diese fremden Kulturen auch fremde Tropfen im Blute echter Russen bleiben sollten.

Mit diesen Problemen befaßt sich Mereshkowski eingehend in seinem Roman „Peter und Alexei" (1905). Aber besonders hervorzuheben ist die Tatsache, daß, angefangen von „Tolstoi und Dostojewski", ein starker Umschwung in der Seele Mereshkowskis vorzugehen beginnt. War es früher die Schönheit, der er Altäre baute, so ist es jetzt das Christentum, dessen hohe, erlösende Werte er nicht müde wird zu verkünden. Er fühlt: die Schönheit stirbt; sie stirbt doch, stirbt trotz allem . . .

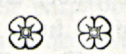
So sucht er Trost im Christentum, das ihm, dank der Auferstehungslehre, unsterblich erscheint. Aber was sehen wir? Auch das Christeutum sollte nur ein Durchgangsstadium für Mereshkowski werden. In seinen späteren Werken beginnt immer lauter eine scharfe Stimme der Kritik zu ertönen, die sich in vielen Fragen und Problemen gegen das Christentum richtet. Er träumt von einem „Dritten Reich", er ringt nach einer Synthese zwischen Antike und Christentum.

Wer weiß, wohin ein ferneres Suchen und Sehnen Mereſhkowſki führen wird? In den letzten Jahren beginnt, immer ſtärker werdend, eine große, tiefe Myſtik aus den Werken Mereſhkowſkis zu reden. Wer weiß, zu welchen Himmeln und Höllen der neue myſtiſche Weg den Dichtern führen wird?

Wir wiſſen vor allem eins: Mereſhkowſki iſt ein immer Suchender, ein Wandelnder, ein ſich Verwandelnder, iſt vor allem einer, dem es mit ſeiner Sehnſucht blutig ernſt iſt. Und dieſe Sehnſucht, ſein heißes Bemühen, Sinn in die Sinnloſigkeit des Lebens zu bringen, iſt wohl das Bedeutendſte an Mereſhkowſki. Seine verſchiedenen „Häutungen", ſeine verſchiedenen Bücher liegen vor uns, und werden vielleicht im Strome der Zeit bald ſchneller, bald langſamer vergehen. Aber bleibend iſt an dieſem Dichter ſeine heiße, echte Sehnſucht.

Und ſo wollen wir denn mit den Worten ſchließen, die am beſten Mereſhkowſkis Eigenart ausdrücken. Dieſe Worte finden ſich in einem der ſchönſten Gedichte, die Mereſhkowſki geſchrieben hat; es heißt „Gebet um Flügel an den heiligen Geiſt", und die Worte lauten:

„Gib mir Flügel! Gib mir Flügel! Flügel! Flügel deines Geiſtes!"



Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

Von Rom.

Dr. Roland Walter (Goldingen).

(Schluß.)

Wir machen von hier einen Sprung bis an den Fuß des Kapitols. Hier beginnt enggebaut, zum Tiber ſich hinziehend, das frühere Ghetto. Am Ausgang desſelben mußten ſich einmal im Jahr alle Juden Roms verſammeln, wo ihnen dann von einem Mönch die Vorzüge des Chriſtentums dargelegt wurden. Wer möchte, wenn er ſich in den Geiſt dieſer Szene verſetzt, nicht an die Bekehrung Shylocks denken!

Eine mächtig breite Straße, die viel Opfer gekoſtet hat, führt uns durch einen Teil des Marsfeldes aus dem alten kaiſerlichen Rom in das päpſtliche Bereich, über den von hohen Kalkſteinquais eingefaßten Tiber nach dem Borgo und nach Traſtevere.

Noch ein Zeuge alter römiſcher Macht hält Wache am Eingang: das Grabmal des Hadrian, die jetzige Engelsburg, wohl das impoſanteſte Fort, das man ſich denken kann. Ein gewaltiger, ſchwerer, zinnengekrönter Zylinder, düſter bis zum Unheimlichen.

Traſtevere iſt das verkommenſte Viertel von Rom. Enger ſind die Straßen und ſchmutziger, untauglicher, ärmer und ſtolzer die Menſchen; ſie allein ſind nach ihrer Meinung die echten Römer.

Zwei enge, parallele Straßen führen uns direkt ins Zentrum päpstlicher Herrschaft. Wir treten auf den runden Petersplatz, und vor uns liegt die Peterskirche, das größte Gotteshaus der Welt, und davor gelagert die mächtigen, halbrunden Säulenhallen des Bernini, die mit ihren weiten Armen den Stehenden zu umfassen und zur Kirche zu ziehen scheinen. Rechts aber lagert sich, den Berg hinaufsteigend, der Vatikan, die Burg des Papstes, kein einheitliches Schloß, sondern ein Gemenge von Baulichkeiten aus verschiedenster Zeit. Ein Dach überlagert das andere, ein Teil schließt sich in bunter Mannigfaltigkeit an den andern, dazwischen liegen Gänge, Höfe und Gärten. Stufenförmig fällt die Silhouette des Ganzen zur Peterskirche ab, um sich in der Kuppe desselben noch einmal zu mächtiger Höhe aufzuschwingen. Es ist gewiß der imposanteste Herrschersitz, gerade weil man sein Anwachsen sieht, sein Anwachsen bis zu einer den Geist verwirrenden Größe. — Wie viele Räume der Vatikan birgt, weiß man nicht; man schätzt ihre Zahl alles in allem auf etwa 11.000. Fast beängstigend, irrgartenähnlich, wirken die endlosen Treppen und Treppchen, hinauf und hinunter, breite und ganz schmale Gänge, die in immer wieder neue Fluchten von Zimmern führen. Unerwartete Zusammenhänge verschiedener Raumgruppen zeigen sich. Es sind nicht etwa rechtwinklig aneinandergefügte Zimmer, nein, spitz- und stumpfwinklig und krumm führen einen die Säle und Gänge, so daß man die Richtung bald verliert und ein Gefühl der Unsicherheit und Machtlosigkeit einen überkommt, — wie vor den gewundenen Wegen päpstlicher Regierungskunst.

Einen kleinen Teil nur bewohnt der Papst und sein Hof. Der andere ist Museum und birgt die größte und vielseitigste Kunst- und Büchersammlung der Welt und — nicht nur in der Capella Sixtina, sondern in langen Reihen von Sälen und Loggien — die herrlichsten Wandgemälde. Bauen, Bücher sammeln und Kunstwerke schaffen lassen, das war es, wodurch die großen Päpste der Renaissance sich einen Namen zu machen trachteten.

Ich kann hier natürlich nicht erzählen, was sich alles im Vatikan findet. Nur von einem Künstler, über dessen Wesen man erst hier Aufschluß erhält, will ich einige Worte sagen: von Raffael.

Man trifft jetzt oft eine gewisse Geringschätzung ihm gegenüber. Man nennt seine Madonnen kalt oder gar dumm aussehend, man findet seine Farben schlecht, seine Bilder ohne Leben und Seele ... Und doch ist in ihm eine nie wieder erreichte geistige Höhe der Kunst beschlossen. Gewiß hat er nicht die tragische Größe Michelangelos oder die Gedankentiefe Rembrandts, auch nicht die tiefe Innerlichkeit der alten deutschen Meister. Ist denn aber dieses köstliche Gleichmaß des Gemüts, das dem Geiste Freiheit schafft, die höchsten Höhen zu erklimmen, — Seelenlosigkeit? ... Seine Farben sind nicht immer schön. Raffael hat schnell arbeiten müssen, er ist jung gestorben und viel haben seine Schüler gemalt. Es kommt aber bei einem Bilde nicht nur darauf an, wie die Farben sind, sondern wie es gedacht und empfunden ist.

Etwas dazu tun im Geist muß der Beschauer bei jedem Bilde, — und der Impressionismus, der nach einem restlosen Eindruck strebte, dem gegenüber der Beschauer ganz passiv sich verhalten sollte, war glücklicher Weise damals noch nicht erfunden. Sieht man Raffaels Bilder so an, so empfindet man, daß seit der Antike in keines Menschen Geist sich der menschliche Körper, das menschliche Leben in solcher Schönheit gespiegelt hat, wie in dem seinen. Er ist keine so abseits stehende Gestalt, wie Michelangelo oder Rembrandt. Er ist die Erfüllung aller Renaissancebestrebungen. Von allen hat er gelernt, aber das Erbe aller hat er, indem er es erweiterte, sich zu eigen gemacht. Daher ist er größer geworden als alle. Und über alle hebt ihn das Gleichmaß seines Gemüts, denn er war ein wunderbar glücklicher Mensch. Das hebt ihn aus der Erdenschwere der übrigen Menschen. — Aber die Menschen lieben auch an ihren Größten das Beschränkte. Sie lieben, die mit ihnen leiden und sich mühen, sie lieben die kleinen Züge an denen, die sie sonst nur bewundern könnten, und so haben sie kein Gefühl für Raffael, nennen ihn kalt und seelenlos, weil sie an seinem Glück nicht teilnehmen können.

Und doch sind seine Werke wie eine Erfüllung des ewigen Wunsches der Menschheit nach Göttlichkeit, und seine Gestalten wie die, von denen Hölderlin singt:

„Ihr wandelt droben im Lichte,
Selige Genien.
Sanfte Götterlüfte rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.
Schicksallos, wie der schlafende Säugling,
Keusch bewahrt in bescheidener Knospe,
Blühet ewig ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Schauen in milder ruhiger Klarheit."

Ein Werk Raffaels möchte ich besonders namhaft machen. Es sind die zwei von ihm ausgemalten sogen. Loggien in der Villa Farnesina. Das Haus selbst ist im heitersten und doch einfachen Stil der Hochrenaissance gebaut, nicht von Raffael, aber in seinem Geist und vielleicht unter seinem Einfluß. Zwei längliche Säle, durch deren mächtige Fenster ein Überfluß von Licht hineinströmt, daß man fast im Freien zu sein meint, hat Raffael mit Fresken aus der antiken Sage von Amor und Psyche und dem Raube der Galathea geschmückt.

Viele glauben, ein Raum sei etwas, wo Menschen hineingehen und an dessen Wände man seine Kommoden und Sofas stellt, und ahnen nicht, daß von einem Raum, wie von etwas Lebendigem, Behagen und Kälte, Heiterkeit und Trauer ausgehen kann.

Wie oft findet man bei Goethe den Ausdruck, etwas sei in den glücklichsten Verhältnissen angelegt. Glücklich im eigentlichsten Sinne des

Wortes sind auch die Verhältnisse der beiden Loggien, und dieses Gefühl teilt sich ganz dem Beschauer mit. Das strahlende Licht, die weiten rundbogigen Fenster, die freigewölbte Decke, ein glänzender Fußboden, helle Wände, — und zu all der Freude noch Wände und Decke mit einem frohen Gewimmel aus der antiken Götterwelt geschmückt! Mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre er einer der ihrigen, hat Raffael sie in all ihrer göttlichen Freudigkeit dargestellt, den Schmerz zum Ernst gemildert, die Freude zum ruhigen Behagen, dem kein Leid folgt. Da treiben sie, fast alle gegen den Himmel gesehen, ihr heiteres Wesen, umgeben von schweren Frucht- und Blumenkränzen. — Raffael hat nur die Kartons gemacht, gemalt haben sie mit einigen Ausnahmen seine Schüler, und manches haben sie schlecht gemalt, — aber gelingt es einem sich vorzustellen, wie Raffael sie empfand, so überkommt einen ein tiefes Gefühl des Glücks. —

Vom Sitz der weltlichen Macht des Papstes führen uns wenige Schritte zur Kirche, die für den architektonischen Ausdruck der höchsten Entfaltung seiner geistlichen Macht gilt.

Einen weiten Weg hat das Papsttum zurückgelegt, wie er in den verschiedenen kirchlichen Bauwerken Roms uns entgegentritt, bis dies größte Gotteshaus der Welt seinem Machtgefühl entsprach: von den Katakomben bis zur Peterskirche.

Von den Katakomben, diesen in den weichen Tuffstein tief hineingegrabenen Versammlungs- und Begräbnisstätten der bedrängten ersten Christen, gibt es viele um Rom, und zahllos sind die Toten, die dort beigesetzt sind. Allein in den Calixtus-Katakomben ruhen um 2 Millionen. Freilich sind hier auch schon zwei Bischöfe von Rom begraben aus einer Zeit, wo das Christentum schon längst anerkannt war. Man pflegte den Brauch als eine Erinnerung an alte fromme Zeiten.

Es ist kein schöner Aufenthaltsort, diese endlosen Gänge, die neben- und übereinander irrgartengleich sich hinziehn, eingefaßt von schmalen Nischen, großen und ganz kleinen, in mehreren Reihen übereinander, in denen sich hin und wieder noch Knochenreste finden. Kleine Kapellen sind an den Vereinigungsstellen der Gänge ausgehauen, und an einzelnen unterscheidet man noch Reste antik anmutender Malereien. Dunkel ist es unten, und die Luft ist drückend und feucht. Man atmet auf, wenn man wieder auf der Erde ist.

Eine andere kleinere Begräbnisstätte fanden wir weit in der Campagna. In fernster Einsamkeit lagen da die Reste einer kleinen Kirche, und von dort zog sich ein Gang weit unter die Erde zu dieser eigentümlichen unterirdischen Totenstadt. —

Dann wurde das Christentum Staatsreligion, es bemächtigte sich der antiken Tempel und schuf sie zu seinem Gebrauch um. Ein hübsches Beispiel solcher Verwandlung bietet eine kleine Kirche, die einsam beim berühmten Hain der Egeria liegt. Es war ein alter Bacchustempel, der zur Kirche

umgewandelt und dem St. Urban überwiesen wurde, welcher Heilige überhaupt die geistlichen Angelegenheiten des alten Weingotts übernahm. Aber der erste Besitzer behielt Recht. Die Gläubigen blieben aus, — mit der Zeit installierte sich ein Kneipwirt im alten Gebäude, und jetzt tritt man durch die alten Tempelsäulen ein und trinkt im Angesicht der an die Wände gemalten byzantinischen Märtyrer und jubilierenden Engel den dunkelgelben Wein von den nahen Albanerbergen. —

Aber das Papsttum wuchs, und wie es im Begriffe stand, den Höhepunkt seiner Macht im Zeitalter der Gegenreformation zu erklimmen, als die Idee der alten römischen Weltmacht immer mehr in ihm zur Tat wurde, ja die seinige sich über die Grenzen der römischen Herrschaft erstreckte, da fand sich auch das alte Kleid als adäquater Ausdruck seiner Bedeutung wieder ein. Schon lange hatte man voll Bewunderung auf die alten römischen Baudenkmäler geblickt, jetzt am Ausgange der Renaissance nahm man unter der Führung Raffaels und Michelangelos die römischen Baumotive bewußt in die Architektur auf und schuf damit den Anfang einer neuen Epoche, eines neuen Stils.

Aber es war ein Unterschied zwischen dem Papsttum und dem Römischen Reich.

Hochstrebend, riesig in den Maßen, wuchtig und schwer repräsentierten die alten Bauten die verständige Tyrannei des Römertums. Bei aller Maßlosigkeit hatten sie etwas Zweckmäßiges und dadurch Einheitliches. Ja selbst den Tempeln fehlte jeder Überschwung, ernst, fast nüchtern standen sie da, fest auf dem Irdischen fußend.

Die Macht des Papstes war eine geistige, eine Macht über die Seelen. Um auf diese zu wirken und sie den Ideen des Papsttums zu unterwerfen, dazu bedurfte es auch in der Architektur anderer Ausdrucksmittel. Und unter den Händen der Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts verlor der römische Baustil seine Strenge und Ruhe. Die Räume treten aus ihrer alten Passivität heraus, sie werden aktiv; alles muß wirken, überwältigend wirken auf die Seele des Beschauers. Die schmückenden Elemente treten in den Vordergrund gegenüber den tektonisch wirkenden Teilen. Alles wird reicher, ladet stärker aus. Zum in sich gefestigten Bogen tritt die bewegtere Volute. Schon vor der Kirche scheinen halbrunde Arkaden den Gläubigen hineinziehen zu wollen. Die Wände verlieren ihre strenge Geradheit. Sie bauchen sich vor oder weichen in Nischen zurück. An den Wänden entfaltet sich in Vollplastik, Relief und Malerei das reichste Leben, und Gold und edle Steine gesellen sich zu Form und Farbe, um faszinierende Wirkungen hervorzurufen. — Aber auch die Renaissancebildnisse verlieren ihre Ruhe. Immer bewegter werden die Stellungen inbrünstiger Heiliger, immer stärker flattern die Gewänder, wie wenn alles von einem Wirbelwind leidenschaftlicher Andacht erfaßt wäre. Das ist das Barock, wie es sich in Italien allmählich ausbildete.

Treten wir in eine der ſchönſten Barockbauten Italiens, die Kirche von St. Geſu. Tiefe Dämmerung empfängt uns. Von dem von fern herkommenden Licht getroffen, blitzen goldene Halbſäulen aus dem braunen Marmor der Wände. Einfach und glatt ſtreben ſie empor. Aber wo ſie das Geſims tragen, da beginnt das Leben. Goldene Engel ſtehen auf ihm oder ſcheinen weit vorgebeugt herabzuſchweben. Reliefartig gebildete Wolken lagern ſich vor. Leichter in flachem Relief ſchweben Engel empor. Dann, wo die Decke ſich im weiten Tonnengewölbe zur andern Seite hinüberſchwingt, geht die Plaſtik in Malerei über. Wolken ſteigen hinauf und öffnen ſich dem ſtrahlenden Blau des Himmels, aus dem in reicher Fülle ſich eine jubilierende Himmelsglorie herabzuſenken ſcheint. Alles drängt ſich zum Licht, das in Maſſen allein durch die Kuppel, die die Kreuzung der Kirchenſchiffe krönt, hoch von oben herniederſtürzt, in zahlloſen Reflexen ſich weiter ſpiegelnd bis in die Tiefe des Langſchiffes.

In dieſem Fall, wo all die Pracht ſich dem wunderbaren architektoniſchen Ganzen unterordnet, wo außerdem das ſtrahlende Licht der Mitte mit den dunkleren Teilen des Baues kontraſtiert, iſt die Wirkung eine ſtarke und ſchöne. Und es gibt viele Barockbauten Roms, in denen dies der Fall iſt. Es kommt aber auch allzu oft vor, daß die Abſicht, mit irdiſchen Mitteln Überirdiſches zu ſchaffen, verſtimmend wirkt und der Prunk zu äußerlich erſcheint. Ja manchmal geht der Ernſt ſo weit verloren, daß der Charakter des Raumes mit allen ſeinen Heiligen und Engeln etwas Tändelndes bekommt und man ſich eher im Boudoir einer galanten Rieſin glaubt als in einer Kirche. Das Volk, auf das das Stoffliche ſtärker wirkt als die künſtleriſche Form, mag ſich dem Eindruck ſolcher Barockkirchen ſchwerer entziehen, und auf das Volk iſt er ja auch berechnet.

Schon einmal, mehr als tauſend Jahre früher, hat der römiſche Bauſtil genau dieſelbe Umwandlung erfahren wie im 17. Jahrhundert. Der Zeustempel und die übrigen römiſchen Bauten in Baalbeck in Syrien ſind in ihrem Charakter von den Barockkirchen nicht zu unterſcheiden. Das iſt kein Zufall. Der Charakter der geiſtig regſamen Syrier neigte zum Myſtiſchen, Überſinnlichen, haftete aber anderſeits doch wieder am Materiellen. Und eben aus dieſem Beſtreben, mit ſinnlichen Mitteln Wirkungen zu erzielen, die eigentlich auf geiſtigem Gebiet liegen, entſtand hier wie dort ein Bauſtil, der eigentlich nichts Ariſches hatte, — wenigſtens in ſeinen Extremen.

Doch zurück zur Peterskirche. Beim erſten Betreten ahnt man nicht, wie groß ſie iſt. Wie die Menſchen nun einmal ſind, erwarten ſie Unendliches, und ſie finden einen immerhin begrenzten Raum, der, da er über das Maß des bisher Geſchauten hinausgeht, ſchwer zu ſchätzen iſt. Zudem iſt alles, was einem als Maßſtab dienen könnte, ſelbſt ſo groß, daß die Kirche, an ihm gemeſſen, nicht ſo groß ſcheint. Die Engel- und Heiligenſtatuen, die an den rieſigen Pfeilern des Mittelſchiffs ſtehen, ſind mehr als 20 Fuß hoch. Kinder ſtehen neben ihnen, deren Köpfe einen vollen Fuß im Durchſchnitt meſſen. An einer Seitenwand ſteht die Pietá von Michelangelo. Erwartungsvoll

ſieht man ſich nach ihr um und ſieht endlich etwas, das wie eine Nippesfigur ausſieht. Und wenn man den Weg, der länger iſt, als man glaubte, zu ihr zurückgelegt hat, ſo ſieht man, daß die wunderſchöne ernſte Frauengeſtalt mit dem Körper des Gottesſohnes auf den Knien auch über Lebensgröße hat . . . So verwirrt das übergroße Maß des Einzelnen das Urteil. Allmählich aber faßt man die Größe, die Räume weiten ſich, in mächtiger Höhe ruht das Tonnengewölbe ſchwer laſtend auf den Pfeilerreihen; und wo Quer- und Langſchiff ſich kreuzen, ſchwebt, ſcheinbar ſich ſelbſt tragend, die ſchöne ernſte Kuppel, die Michelangelo gebaut hat, — ſie, die an Schönheit und Würde wohl nur von der des Pantheons übertroffen wird. An den Wänden der Seitenſchiffe reihen ſich Kapellen, jede an Größe der Apſis einer Kirche gleich. Und man denkt, wie muß das ſein, wenn die Schar der Gläubigen die Kirche füllt und alles der ſinnverwirrenden Pracht des katholiſchen Gottesdienſtes lauſcht!

Ich bin zu Oſtern und am Charfreitag da geweſen, — und war ſchwer enttäuſcht. Wo finden ſich erſtlich die Menſchenmaſſen, um die Kirche zu füllen? Und wenn auch: welche menſchliche Stimme könnte ſich ihnen allen vernehmlich machen? Auch ein einheitlicher Gemeindegeſang wäre unmöglich. — Vor dem Hochaltar hatte ſich eine Menſchenmenge verſammelt, die nicht groß ſchien, obwohl ſie es vielleicht war, und aus der Menge der roten und violetten Prieſter und Kardinäle tönten die Meſſe leſenden Stimmen — und verhallten recht elend in den weiten Räumen. Nebenbei, — in einer Art Hühnerſtall, wo eine Orgel ſtand, ſang ein Knabenchor. Aber auch er wirkte machtlos. Freilich ſangen ſie auch nicht gut, wie denn die katholiſche Kirchenmuſik, die man in Rom hört, nicht entfernt an die in München etwa oder Dresden heranreichen ſoll.

So iſt denn die Peterskirche am ſchönſten an Werktagen, wenn in einer Seitenkapelle die Meſſe geleſen wird und die Andächtigen einzeln oder in Gruppen kommen und gehen, ſich zu den verſchiedenen Heiligen verſtreuen, jeder ſeinen ſpeziellen religiöſen Bedürfniſſen nachgehend, und alles ſich ohne Anmaßung vollzieht: da erſcheint es einem gerecht und erhöht die Wirkung ſowohl des einen wie des andern, wenn das menſchliche Tun ſich ſo klein ausnimmt neben der Größe dieſes zu Ehren Gottes errichteten Tempels.

Ich will die Peterskirche nicht durchweg loben. Vieles iſt verfehlt an ihr, vieles ſtörender äußerlicher Pomp, manches direkt häßlich. Zudem fehlt ihr die Einheitlichkeit. Von 1450—1676 haben faſt alle großen Baumeiſter Roms an ihr gebaut, und immer wieder ſind ihre Pläne verändert worden. Aber doch, trotz alledem, iſt ſie ein mächtiges Denkmal chriſtlicher Kunſt und ein Denkmal des Glaubens an die päpſtliche Macht. Es kommt einem dabei der Gedanke, wenn dieſer Bau etwa durch ein Erdbeben, wie ſie ja auch hier vorkommen, zerſtört werden würde: wäre die katholiſche Chriſtenheit imſtande, ihn wieder aufzubauen? Ich glaube: nein. Nicht als ob es dem Papſt an

Geldmitteln fehlen würde. Aber der Glaube iſt ein anderer geworden... Nicht weit von den Mauern Roms nach Südweſten lag die ſchöne Kirche St. Paolo. Sie brannte 1827 ab und wurde einige Jahrzehnte darauf in Herrlichkeit und Pracht wiederhergerichtet: eine mächtige fünfſchiffige Baſilika mit Alabaſterſäulen, Marmorſäulen und Goldmoſaiken. Ich war mit einigen Bekannten dort, und keiner wollte ſie ſo recht als Kirche anerkennen. Die einen meinten, ſie eigne ſich zur Markthalle, die andern fanden, ſie würde ein ideales Schwimmbad abgeben. Woran lag das? Es ſteckte nicht der Glaube drin, der dazu gehört, um ſo ein Kunſtwerk zu ſchaffen. Es war ein Abklatſch. Und das würde auch ein wiederhergeſtellter St. Peter ſein.

Es gibt in Rom ſo viele Kirchen, wie kaum in einer Stadt der Welt. Eine einzige davon iſt gotiſch, die ſchöne Sta. Maria sopra Minerva. Die wenigſten ſtehen frei, die meiſten ſind in die Häuſerreihen hineingebaut und nur an der Faſſade kenntlich. Einen Turm, der den ganzen Bau krönt, ihn gewiſſermaßen in die Höhe trägt, wie bei uns, haben ſie nicht. Seine Stelle vertritt manchmal die Kuppel. Nebenbei ſteht, unabhängig vom ganzen, nur angelehnt, ein meiſt ſtumpf bedachter, oft ſehr ſchöner Glockenturm. Von außen ſind ſo die Kirchen oft merkwürdig ſchmucklos, erſt im Innern entfalten ſie Schönheit und Pracht.

Eine nimmt eine völlige Ausnahmeſtellung ein: das Pantheon. Noch vor Chriſti Geburt als einer der glänzendſten römiſchen Tempel erbaut, haben ihm die nachfolgenden Zeiten viel mehr genommen als gegeben. Und heute ſteht es außen und innen faſt jedes Schmucks entkleidet da. Ein mächtiges Rondel, über das ſich die größte Kuppel Roms wölbt. Aber gerade durch die Schmuckloſigkeit der graugetünchten Kuppel und der einfachen Wände leuchtet die Schönheit des Baues hervor. Zwiſchen den mächtigen Säulen der Vorhalle tritt man durch die große eherne Tür in den runden Raum. Sieben mächtige Niſchen weichen tief zurück bis zur äußern Mauer, die dem Druck der Kuppel nach außen entgegenwirkt, und unterbrechen die ſteil in die Höhe ragenden Wände, blinde Fenſterniſchen und Säulen ſchaffen Gliederung und erhöhen das Strebende derſelben. Darüber lagert — wie eine mächtige Halbkugel — die Kuppel. An den nach untenzu kürzer werdenden Schatten in den in die Decke zurückweichenden Kaſſetten und an dem radienartigen Auseinanderſtrahlen lieſt das Auge mit wunderbarer Deutlichkeit die ſchöne Form. Oben aber iſt die Kuppel in weiter Rundung dem freien Himmel geöffnet. 9 Meter mißt dieſe unverſchloſſene einzige Lichtquelle der Kirche, und es berührt eigentümlich, den Regen hinein fallen und auf dem ſteinernen, leicht zum Rande geſenkten Fußboden aufſpritzen zu ſehen. Aber gerade dieſe Primitivität wirkt ehrwürdig. — Was das Chriſtentum dazu getan, iſt nicht ſchön. Hier hinein gehörten große ernſte Bilder und Statuen, nicht Monſtranz und Tabernakel.

In einer der Niſchen iſt König Viktor Emanuel, der Begründer des

neuen Italien, begraben, in einer anderen einer, der es vielleicht mehr verdiente, in diesem Zeugen einer großen vergangenen Kunst zu ruhen, deren Motiven er Einzug in seine Zeit verschaffte: Raffael.

Auf den Vatikan, die Peterskirche und seine Kanzlei, die Cancellaria, eines der schönsten Renaissancegebäude Roms, ist die weltliche Macht des Papstes beschränkt, sonst ist er ja Gefangener in Rom, oder er nennt sich so, und doch ist Rom viel mehr eine päpstliche, als eine königliche Stadt. Freilich hat sich viel geändert seit dem Aufhören des Kirchenstaats, und es gibt viele, die sich zurücksehnen nach den Zeiten, als alles noch so billig war und die Päpste auch für das Vergnügen ihrer lieben Römer sorgten, wie einst die römischen Kaiser. Die Unsicherheit, die scheußliche Mißwirtschaft, die sind mit ihrem Aufhören vergessen. Damals erschienen z. B. bei der allabendlichen Korsofahrt auf dem Pincio die Kardinäle in Scharlach, vier Pferde vor der Karosse, zwei Diener hinten auf. Jetzt herrscht Trauer. Schwarz sind Kalesche und Kutscher, schwarz die beiden frommen Pferde, die die alten Herren zum Luftschöpfen hinausbringen.

Die Geistlichkeit aber gibt auch jetzt Rom den Charakter. Priester und Mönche sieht man in schier unheimlicher Anzahl, wozu noch die zahlreichen Jesuitenkollegien kommen, deren Zöglinge, in verschiedene Farben gekleidet, pensionsweise die Stadt durchwandern oder sich auf den Spielplätzen tummeln. Besonders die Deutschen, die Schüler des Collegium Germanicum, fallen durch ihr zinnoberfarbenes Kleid auf. Uns Protestanten aber überschleicht ein eigentümliches Gefühl beim Anblick dieser zahlreichen langberockten Mannheit.

Vor der Porta del Popolo, durch die in früheren Zeiten die von Norden kommenden Reisenden Rom betraten, liegt die Villa Borghese. Villa nennt man einen Landsitz, Park und Gebäude zusammen, und ihrer gibt es eine ganze Reihe, die Rom begrenzen. Die größte von ihnen ist die jetzt staatliche Villa Borghese, ein herrlicher alter Park mit Hainen und Alleen uralter Steineichen, Cypressen und Pinien, dazwischen weite Rasenplätze, Ruinen, Tempelchen und zahlreiche Fontänen. Aber er ist in seiner freien Anlage eigentlich nicht typisch für die römischen Villen. Der Italiener liebte eine viel größere Geregeltheit seines Parks, und so bestehen denn diese aus rechtwinklig sich kreuzenden Alleen, zwischen denen Grasflächen, wohl aber auch Gemüsebeete liegen. Es ist dies eine Konsequenz der viel bestimmteren Formen der italienischen Natur. Ein englischer Park mit geschlungenen Wegen und großen schattenspendenden Baumgruppen, durch deren zartes Laub die Sonne lichtgrün hinunterscheint, wäre regelloser als die Natur selbst. Hier sind die Bäume unzugänglicher, fast ausgesprochen einander ausschließend in ihrer Form, plastisch wie Menschen, so daß sie wohl in langen Reihen oder einzeln zur Geltung kommen, ungern aber sich zu einem Laubdach vereinen, — und wenn auch, so ist es nicht das ewig bewegte, durchsichtige, grüne, sondern schwärzlich, undurchsichtig und starr. Dem trägt der Italiener Rechnung, und

es gibt wenig Schöneres als die regelmäßigen Anlagen mit den ernsten Baumreihen und den einfachen Häusern darin. Denn auch auf diese wirkt die Bestimmtheit in der Natur. Die einfache Würfelform mit flachem Dach, die Grundform des italienischen Hauses, würde in unserem malerischen, aber formlosen Norden brutal und leer wirken, andererseits aber der malerische Stil etwa der englischen Landhäuser, mit ihren hohen Dächern und dem unregelmäßigen Aufbau, neben den einfachen und deutlichen Formen der Cypressen, Pinien, Lorbeeren und Palmen willkürlich und regellos erscheinen.

Brunnen und Statuen sind ein notwendiger Zubehör römischer Parks. Ich würde überhaupt die Schilderung Roms unvollständig lassen, wenn ich der Brunnen nicht erwähnte. Seit alters ist Rom die am reichsten mit Wasser versorgte Stadt gewesen. Es besteht jetzt nur noch die Hälfte der alten kaiserlichen Aquädukte, und doch hat man Wasser im Überfluß, das 20, ja 50 Kilometer weit hergeleitet wird. Kaum eine Stelle gibt es in Rom, wo man nicht einen Brunnen rauschen hörte. Nicht nur die großen bekannten, wie die Fontana Trevi und die Aqua Paolina, die Wasser in wirklich ungeheuren Mengen spenden, es gibt ihrer auch unzählige unbekannte, kleine und große, auf Plätzen und Höfen. Überall sieht man einen Faunskopf oder einen Delphin Wasser in eine Marmorschale oder einen Trog speien. Und alle werden sie benutzt: Pferde werden dort getränkt, Blumen und Gemüse frisch gehalten, — es sind keine Luxusgegenstände. Niedrig und zugänglich liegen die Bassins, so daß man einen freien Blick über die Wasserfläche hat, und ein feiner Wasserstaub erfrischt die Luft ihrer Umgebung.

Rom ist eigentlich eine schweigsame Stadt, aber immerhin, da ja im Süden das Leben aller sich viel mehr auf der Straße abspielt, gibt es bei der Menge von Fremden an den begangeneren Stellen ein starkes Getümmel. Sind dann Ohr und Auge vom Lärm und von dem Unendlichen, das man sieht, ermüdet, dann geht man in die Campagna.

Ich habe den Namen der römischen Campagna schon mehrfach erwähnt. Der öde Küstenstreif, durch den wir nach Rom gelangten, schlingt sich verbreitert in weitem Umfang um die Stadt, die ganze, leicht gewellte Ebene zwischen Rom und den Bergen einnehmend. Früher reich besiedelt, verödete die Campagna, nachdem schon in den letzten Zeiten der Republik die kleinen bäuerlichen Wirtschaften zu mächtigen Latifundien zusammengeschlagen worden, in den bösen Zeiten des Mittelalters gänzlich. Sie verwandelte sich in eine ungeheure Grasfläche, und das Sumpffieber verhinderte eine neue Besiedelung. Noch jetzt ist sie im Besitz weniger reicher Familien, hauptsächlich der Odescalchis und Dorias, und wird als Weideland benutzt.

Winckelmann hat einmal gesagt, Rom würde ihm verleidet werden, wenn zwei Dinge sich änderten: wenn eine polizeiliche Ordnung die göttliche Anarchie Roms vernichtete und wenn die Campagna bebaut würde. Nun, die Einführung der Polizeigewalt hätte ihn nicht zu erschrecken gebraucht, sie verträgt

sich gut genug mit der göttlichen Anarchie, scheinen doch die ernsten Reiter im Dreimaster und weit herabwallenden Cape mehr dekorativen Zwecken zu dienen. Inbezug auf die Campagna hat er Recht. Unendlich schön ist die ruhige Fläche, die sich etwa 20 Werst nach jeder Richtung hie ausdehnt, im Winter eine braune Steppe, im Frühling und Frühsommer ein wogendes Grasmeer, übersäet von rotem Mohn, gelben Königskerzen und unzähligen andern Blumen. In weiten dunkelbraunen Bogenreihen ziehen Aquädukte durch die Fläche, und Trümmer früherer adliger Festen, ab und an ein einsamer Pachthof unterbrechen die tiefe Einsamkeit. Und ist die Campagna an sich schon schön, so erscheint sie um Rom wie ein besonders geweihtes, ein unverletzliches Stück Erde. Um die ewige Stadt, in der so viel menschliches Trachten zur Ruh gegangen ist, die erfüllt ist von den Zeugen mächtiger Bestrebungen, wo jeder Stein Träger eines großen Namens, einer Idee ist, die manchmal die Welt beherrscht haben, wo so viel Großes vergangen ist und so viel Kleines groß geworden ist, wirkt der mächtige, in die stille Zeitlosigkeit der Natur zurückversunkene Streifen Landes wie eine große Beruhigung.

Schön ist Rom in jeder Jahreszeit. Im Winter, wo das Leben in Feld und Garten nie erlischt, immer gesät und geerntet wird und die Natur in die schöne Konfusion gleichzeitiger Früchte und Blüten gerät, im Frühling, der langsam, mit selbstverständlicher Ruhe, unmerklicher als bei uns sich entwickelnd, im April und Mai eine märchenhafte Fülle von Blüten hervorbringt, wo man von einer Duftzone in die andere gerät, große Bäume voll Blüten stehen und Tausende von Rosen über die Mauern hängen. Dann im stillen Sommer, der heißen Ruhepause der Natur, wo das verlassene Rom sich am echtesten zeigt, und im heiter sonnigen Herbst. Schön ist es am Tage, wo die Sonne so viel heller scheint, als bei uns, und herrlich ist es, wenn nach kurzem feurigem Sonnenuntergang es Nacht wird, eine helle Mondnacht:

„Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir scheinet der Mond heller als nordischer Tag."

Schweigsam liegen die alten Straßen, schwarz ragen die dunkeln Baummassen, oben am Himmel voll Licht, herüber, ab und an ertönt ein Lied, bald kurz abgebrochen, bald lang sich hinziehend, oder nur eine Tonreihe, laut und leidenschaftlich, daß man meint, dem Sänger zittere die Kehle wie einem Vogel. Und in den Parks und erst recht in der Campagna treiben Tausende von fliegenden Glühwürmchen ihr geheimnisvolles Wesen.

Ich bin mir bewußt, Rom etwas zu sehr vom Standpunkt eines Menschen geschildert zu haben, der mit den Augen lebt. Es ist aber nicht nur der Künstler, der von Rom etwas hat, nein ein jeder, der nur imstande ist, andere Zustände als die gewohnten heimischen gelten zu lassen, und nicht mit einem Urteil, das gar keinen Wert hat, sich die Aufnahme- und Lernfähigkeit von vorn herein abschneidet.

Doppelt viel hat der von Rom, der Sinn hat für die Vergangenheit, das Gefühl, daß wir *geworden*, auf der Vergangenheit gegründet ſind, — und ohne dieſes Gefühl iſt man doch eigentlich kein Menſch! Ein ſolcher Beobachter wird ſehen, wie viel Quellen der Gegenwart hier ihren Urſprung haben.

Was ſoll ich vom Philologen, Hiſtoriker, Archäologen ſagen? Es iſt überhaupt ſchön, wenn aus Worten und Begriffen Anſchauung wird. Man ſpricht gern und verurteilend von trockner Bücherweisheit und oft ſehr mit Unrecht von trocknen Stubengelehrten, womit man meiſt Philologen und Hiſtoriker meint, — und man ahnt nicht, daß in einem Wort mehr Leben ſtecken kann, als in zwanzig wandelnden Menſchenleibern. Freilich, dieſes tief Schlummernde zu erwecken, gelingt nicht jedem, leichter noch für ſich, ſchwerer auch für andere. Und das Leben beruht nur auf Vorſtellungen. Wie muß es nun ſein, wenn der Wiſſenſchaftler nach Rom kommt, das Erträumte, Gedachte vor ihm ſteht, und er ſagen kann: alſo *das* war es, *hier* geſchah es! Das war das Volk, das die Sprache ſchuf, deren feſtes Gefüge uns wie ein großes Kunſtwerk anmutet, — und wenn er die knochigen energiſchen Römerköpfe auf den alten Sarkophagen ſieht: das waren ſie, deren ſtrenge Ehrlichkeit und Religioſität die römiſche Ehe und Familie möglich machten. Hier auf dem Forum bildete ſich das römiſche Recht. Dieſe heiteren Renaiſſancepaläſte ſind Zeugen und zugleich Symbole einer der geiſtigſten Zeiten der Menſchengeſchichte. Und dicht daneben iſt der Ort, von wo der Bann der Päpſte ſo manche Geiſteserſcheinung zu ertöten ſuchte.

Und endlich der Künſtler. Es war ja früher, aber beſonders ſeit Winckelmann üblich, ja es galt einfach für notwendig, daß Maler und Bildhauer nach Beendigung ihrer Studien nach Rom gingen, womöglich dort blieben. Dieſe Meinung änderte ſich, als der Naturalismus in der Kunſt in den Vordergrund trat. Jetzt hieß es: die Heimat ſollten die Künſtler ſchildern, zu Hauſe ſollten ſie deshalb auch bleiben. Die fremdartige, „theatraliſche" Natur Italiens löſe ſie von der heimiſchen Scholle, mache ihre Kunſt bodenfremd und konventionell. Infolge der übermächtigen Einwirkung alter Kunſt würden ſie Eklektiker, Nachahmer einer vergangenen Kunſtepoche, oder gingen gar, hier losgelöſt und dort nicht eingewurzelt, ganz zu Grunde.

Hierin liegt Wahres, und doch beruht die Anſicht auf einer falſchen Auffaſſung deſſen, was Rom für den Künſtler ſein ſoll. Nicht das Stoffliche in der Kunſt ſoll der Aufenthalt hier beeinfluſſen, ſondern die Geſinnung des Künſtlers. Losgelöſt von der Heimat, ja vom ganzen Leben, ſteht er, ganz auf ſein eigenes Innere beſchränkt, einer großen künſtleriſchen Vergangenheit gegenüber, die ſich trotz bunter Mannigfaltigkeit in klar überſehbare Gruppen ordnet. Wohl kennt er das meiſte aus Abbildungen und hat einiges aus denſelben Kunſtepochen zu Hauſe in Muſeen ſchon geſehen, — hier aber ſieht er das Land, aus dem ſie geboren, er ſieht ihre innere Entwicklung, ihre innere Notwendigkeit. Als ich in Rom war, wurde gerade eine Amazone attiſcher

Arbeit gefunden. Heil bis auf zwei fehlende Fingerglieder, in der ſchönen bräunlichen Farbe, die die griechiſche Sonne dem Marmor gibt, ſtand ſie da. Man hatte die Empfindung, als habe ſich vielleicht noch etwas attiſche Luft um ſie erhalten können, etwa in den Falten ihres Gewandes. Das wirkt doch anders, als wenn man ſie in einem nordiſchen Muſeum ſieht!

Dabei hat alle römiſche Kunſt eine gewiſſe Größe. Ein Wollen weit über das praktiſche Bedürfnis hinaus durchdringt ſie, und wenn infolge ungünſtiger Verhältniſſe manches ein Torſo geblieben iſt, faſt nie verrät die Abſicht Konzeſſionen an die Umſtände, an die Enge des Beutels und an die Kleinheit der Menſchen. Und dann ſteht er hier einer Natur gegenüber, deren Form ſo viel präziſer, deren Detail ſo unendlich reich iſt, einem Lande, deſſen klare Atmoſphäre auch das geringſte dieſes Details ihm deutlich zeigt, die ihn weite Fernen in feinſten Farbennüancen unterſcheiden läßt, welche weiter im Norden in der trüberen Luft verſchwimmen würden. Da empfindet er, daß, um dieſem Reichtum, dieſer Deutlichkeit gerecht zu werden, eine viel größere Selbſtzucht und Ehrlichkeit nötig iſt, als er ſie bisher angewendet. Das iſt der Vorteil, den Rom dem Künſtler gewährt: Achtung vor der Größe römiſcher Kunſt und höhere Anſprüche an die eigene Kunſtausübung, größere Zucht und Ehrlichkeit und ein freierer Blick für die engere Heimat. Römer ſoll er ja nicht werden, und man ſoll nicht glauben, daß der die Heimat am beſten kennt, der ſie nie verläßt.

Wohl werden die meiſten durch den mächtigen Eindruck in ihren Bahnen erſchüttert, und manche finden den Weg nicht mehr zurück, daß dieſes aber wohl möglich iſt, lehren uns die Beiſpiele etwa von Ludwig Richter oder Hans Thoma, die beide ganz entſcheidende Eindrücke in Rom empfangen haben und denen man Entfremdung von ihrer Heimat doch nicht vorwerfen kann.

Und wie dem Künſtler der Ausblick in eine mächtige künſtleriſche Vergangenheit Ernſt und Ehrlichkeit für ſeine Kunſtausübung verleiht, ſo ſoll für uns alle ein Aufenthalt in Rom nicht nur eine angenehme Reiſeerinnerung ſein mit Bekanntſchaften, Hotels, ſchönem Wetter und ſchöner Landſchaft, ſondern eine Erinnerung an den Ausblick in große vergangene Epochen der Menſchengeſchichte und eine Bereicherung unſeres Lebens durch Ideen, die es auf eine höhere Stufe heben.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

Vom griechiſchen Tanz.

Mary Wiegmann. (Rom).

Ein warmer Frühlingsmorgen in Rom: alles voller Sonne. Sogar die kalten Skulpturenſäle des Vatikans haben warme, goldgelbe Sonnenflecken an den Wänden und auf den Steinfußböden. Suchend gleitet der Blick an den

endloſen Reihen der Porträtköpfe entlang, bleibt zögernd haften an einem herben Frauentorſo, an einem ſtillen griechiſchen Grabrelief und findet ſchließlich ſeinen Ruhepunkt an einer ſchlanken, gelbſchimmernden Marmorvaſe. Geſtalten heben ſich heller vom dunkleren Grund der Vaſe ab. Und dieſe Geſtalten ſind es, die nun den Blick halten, die in ihm ein warmes Leuchten entzünden, ein glückliches Lächeln, das ſchließlich zum hellen, fröhlichen Gelächter wird.

Sechs dionyſiſche Weſen, Mänaden und Satyrn, in ausgelaſſenem Spiel; weiter nichts. Die Mänade voran. Eng ſchmiegt ſich das Gewand beim raſenden Tanz vorn an die Oberſchenkel und flattert in breiten, bewegten Falten hinterdrein. Der Kopf iſt weit in den Nacken zurückgeworfen, die Haare wirr, wie vom Wind durchwühlt, und der über dem Kopf erhobene Arm ſchwingt den blumengeſchmückten Thyrſos. Der ganze Körper dieſer tanzenden Frau iſt eine einzige, wundervoll geſchwungene Linie. Hingegeben an die Bewegung iſt jedes Glied des Körpers, bezwungen von einem alles beherrſchenden Rhythmus jeder Nerv. Erhaben und gebieteriſch iſt die Ekſtaſe.

Hinterdrein kommt der Satyr. Er iſt noch ganz jung, faſt bubenhaft. Ein ſehniger, kräftiger Körper und darauf ein etwas plumper, gutmütiger Kopf. Eigentlich ſieht er ein bißchen dumm aus mit den drei Hörnern, die ihm keck aus dem dichten Haarſchopf herauswachſen. Aber da iſt ſo viel ungeſtüme Bewegung in dem Körper, ſo viel begehrliches Leben in dem Geſicht, und der ganze dreiſte dionyſiſche Schwärmer iſt von einer ſolch überzeugenden, derben Geſundheit, daß man ihm das bißchen Dummheit gern nachſieht. Er iſt ganz nackt. Sein rechter Arm hält den Thyrſos, und die linke Hand wirbelt mit dem Zeigefinger eine feingegliederte Trinkſchale herum. Lüſtern und ſehr verliebt hüpft er hinter der Mänade her, und im Augenblick der höchſten Ausgelaſſenheit verſetzt er ihr einen derben Tritt mit dem vorgeſtreckten Fuß. Ein Freudegrinſen breitet ſich über ſein ganzes Geſicht bei dem gelungenen Streich, und keck und frech ſtreckt er das geringelte Satyrſchwänzchen nach hinten. —

Man ſteht und ſchaut; immer wieder, immer von neuem. Nichts verändert ſich, nichts wird ſchwächer. Es bleibt die wundervolle Frau in ihrer pathetiſch ekſtatiſchen Geſte und der lüſterne Satyr mit ſeiner prachtvollen Frechheit. Die denkbar größten Gegenſätze hart nebeneinander geſtellt; aber mit ruhiger Selbſtverſtändlichkeit behauptet jedes ſeinen Platz neben dem andren.

Iſt das griechiſcher Tanz?

Es iſt Leben, lebendigſtes Leben, geſteigertes Lebensgefühl, aus dem heraus alles zum Tanz wird. Sie tanzen alle, dieſe Menſchen, die uns auf griechiſchen Vaſen und Reliefs begegnen. Und ein ganzer Zug von Geſtalten iſt es, den man an ſich vorüber ziehen laſſen kann. Da ſind zuerſt und in der Überzahl die Weſen aus dem Gefolge des Dionyſos, die Satyrn und Mänaden. Da ſind die waffengeſchmückten Krieger, die den Schlachtruf nicht

mehr erwarten können, und, fiebernd vor Kampfluſt, die Schwerter klirren laſſen und die Speere rhythmiſch auf und abwiegen. Da ſind die trauernden Frauen in langen, ſtrengfaltigen Gewändern. Reihenweis kommen ſie geſchritten, klagend umſtehen ſie die Bahre des Geſtorbenen, und von ſeltſamer Ausdruckskraft ſind ihre ſtrengſtiliſierten Geſten. — Da ſind die leidenſchaftlichen Kriegerinnen, die Amazonen. Iſt es nicht Tanz, wenn ſie zum Kampf ausziehen? Voran die Königin auf goldenem Streitwagen. Vier weiße Pferde ziehen ihn, mit purpurroten Bändern ſind ſie aufgezäumt und purpurrot ſind auch die Zügel in den weißen Händen der Königin! Stolz und aufrecht ſteht ſie in dem zweirädrigen Wagen, jede Änderung der Richtung im voraus kaltblütig abwägend, jedes Schleudern des Wagens durch eine ſichere Verlagerung des Körpergewichtes parierend. Wie ſchön ſie ſind, dieſe jungen Amazonenkörper! Schön, wenn ſie bezwungen zu den Füßen der Gegner liegen, und ſchöner im Auf und Ab der Schlacht, im wogenden Kampf. Da ſind Mädchenkörper von weicher Zartheit in faſt ängſtlicher Abwehr. Zaghaft nur decken ſie die weißen Glieder mit dem ſchweren Schild und ſind des Beſiegtwerdens im voraus ganz ſicher.

Ein Grieche mit einer Amazone in leidenſchaftlichem Kampf: die beiden Körper in äußerſter Geſpanntheit der Muskeln. Hieb folgt auf Hieb. Die Schilde decken den Oberkörper, während der rechte Arm mit dem kurzen Schwert zum Stoß ausholt. Der Mann iſt nackt bis auf die Beinſchienen und den großen Kriegshelm. Die Frau trägt einen ganz knappen, kurzen Kittel, der Arme und Beine bis hoch an den Oberſchenkel hinauf freiläßt. Ungeheuer lebendig iſt der Rhythmus der Bewegung in den beiden Körpern. Jedes Nebenſächliche iſt ausgeſchaltet, und das ganze heiße Leben, jeder angeſpannte Muskel, jeder Nerv ſind konzentriert auf das Eine: Angriff und Abwehr in beſtändigem Wechſel, in folgerichtiger Notwendigkeit. Und zwiſchen die zu Fuß kämpfenden Männer und Frauen drängen ſich bebende Pferdeleiber. Frauen zu Pferd, mit dem langen Wurfſpieß in den Händen, miſchen ſich in den Zweikampf, verwirren ihn und löſen ihn zu einem allgemeinen Kampfgetümmel auf. Und da iſt ein ſich aufbäumendes Pferd, das herausragt über die Köpfe der Kämpfenden. Es trägt eine Frau auf ſeinem Rücken; ſie iſt verwundet, zu Tode getroffen wahrſcheinlich, und gleitet nun haltlos, vom Schmerz bezwungen, zu Boden. Da iſt nichts mehr in den Gliedern von der eiſernen Geſpanntheit des Kampfes. Schmerz und Tod geben dem Körper ſeine Weichheit wieder; und inmitten der kämpfenden, wilden Amazonen iſt dieſe hinſinkende Frau wie eine ſüße, ſtille Blume, wie ein Symbol anmutigſter Weiblichkeit.

Auf das bewegte Bild der Amazonenſchlacht folgen einzelne Frauengeſtalten: die geflügelten Nixen. Überall begegnet man ihnen, auf Vaſen, Terrakotten und Reliefs. Sie ſind ſtets ſehr ſchlank, dieſe Frauen, unendlich feingliedrig und von einer hinreißenden Anmut. Manchesmal kommen ſie

wohl in schnellem Lauf daher, kaum den Boden berührend mit den schmalen Füßen, und die wundervollen, stets sehr großen Flügel ein wenig geöffnet. Aber am anmutigsten sind sie doch still dastehend, ganz im Profil gesehen. Da hat man ihnen dann zwei hohe Stelzen unter die Füße geschoben, und nur mit den äußersten Spitzen der Zehen halten sie sich ein wenig daran fest. Das faltige Gewand gleitet still über den Körper hin und läßt die einzelnen Glieder zart und weich hindurchscheinen. Hoch und schmal sind die Flügel in die Luft gestreckt, die Schlankheit der Gestalt noch betonend. Und die Hände mit ihren winzig feinen Fingern halten sie still vor sich hin in einer Geste voll blumenhafter Zartheit.

Plötzlich tönt und klingt es irgendwo. Und es schreiten Jünglinge und Mädchen vorüber in ruhiger Schönheit. Sie blasen die Doppelflöte, sie klappern mit den Kastagnetten, sie neigen und drehen die nackten Körper in anmutsvoller Bewegung. Es kommen die ausgelassenen Festgelage, bei denen die Männer lässig ausgestreckt auf den Ruhebetten liegen. Schöne Frauen, Hetären, gehen hin und her, bringen den Wein, schmiegen sich zärtlich an die Schultern und in die Arme der Männer, oder wiegen die wundervollen Glieder im Tanz. — Und dann wird es wieder still, und aus einer weichen Dunkelheit heraus lösen sich Frauen in langen, schweren Kleidern und faltigen Mänteln. Auch diese Frauen tanzen. Ihr Tanz ist nur ein stilles Schreiten, ein zaghaftes Wenden und Neigen des Oberkörpers, das noch gedämpft wird durch die faltige Schwere der Kleider. Aber in ihrer Anspruchslosigkeit, in ihrem ganz unaufdringlichen Frauentum sind sie von rührender Anmut und Schönheit.

Ein Bild löst das andere ab, in beständigem Wechsel, in nicht endenwollender Vielseitigkeit. Leben überall, durchdrungen von zwingend lebendigem Empfinden, so daß beim Anschauen gleichsam die Jahrtausende schwinden und es nicht Griechen sind, die wir sehen, sondern Menschen mit warmem Blut; Menschen, deren Empfindungswelt der unsrigen nahesteht, wenn wir sie auch nicht teilen. Aber unser Sehnen gilt dieser Welt, die stets und in allem eine großartige Verherrlichung des Natürlichen ist. Und nur heraus aus einer beständigen Hingabe an den Instinkt, aus dem geheimnisvollen Wirkenlassen des Natürlichen im Menschen sind diese Griechen zu erfassen. Scham kennen sie nicht, und kleinlicher Ekel vor dem Allzusinnlichen ist ihnen fremd. Mit prachtvoller Unbefangenheit, ja mit wahrhaft göttlicher Freude wagen sie sich an die Darstellung des Erhabensten, des Urtriebes in der Natur, im Menschen. Und mit jubelndem Gelächter profanieren sie, was sie am tiefsten ehren.

Sind sie nicht wundervoll, all diese springenden und tanzenden Satyrn, diese bösen, verliebten Buben, in denen die Natur stets den Sieg davon trägt, die den Nymphen des Waldes nachstellen und die todmatten, schlafenden Mänaden listig überfallen? Kann man ihnen böse sein? Nichts ist gemein an ihnen, nichts macht sie widerlich. Sie sind nur noch Naturtrieb in solch überzeugender Form, in solch göttlicher Freiheit, gesteigert oft bis zum Grotesken,

und dann wieder geadelt durch einen ſtillen Schmerzenszug, durch eine kaum wahrnehmbare Wehmut. Und all die Tollheiten, die Witze und groben Späße, zu denen ſie ſich unter dem Rauſch des Weines und der Liebe hinreißen laſſen, entſpringen einem ſo unbedingt freien, natürlichen Empfinden, daß nichts darin für uns verletzend und abſtoßend iſt. Und die wild dahinſtürmende Mänade, die kampftrunkene Amazone, ſind ſie nicht beide Verkörperungen desſelben Triebes in veredelter Form? Was jagt dieſe Frauen fort aus der Gemeinſchaft der Stadt, hinauf in die Berge? was treibt ſie durch die Wälder in zügelloſem Tanz? was macht ſie ſchreien vor quälender Luſt? Iſt es nicht auch das Eine, Gewaltige, das ſich frei machen will von allen auferlegten Feſſeln und Schranken, der urgewaltige Trieb, der ſich eins fühlen will mit allem, was Natur, was Element heißt?

Und da ſind die Amazonen, die Kriegerinnen! Sie leben in den Bergen, irgendwo in der Einſamkeit. Und plötzlich kommt die große Unruhe in den Frauenſtaat, und wenn ſie ihren Höhepunkt erreicht hat, ſo gibt die Königin das Zeichen zum Aufbruch, zum Kampf. Da brechen ſie wie der Sturmwind in die Länder der fremden Männer und vernichten und werden vernichtet. Was ihnen die Waffen in die Hand zwingt, was ſie die Männer in den Kampf fordern heißt, iſt doch nichts anderes, als was die Mänade raſen, den Satyr tanzen läßt!

O, Eros, Gewaltiger!

Aus dieſem Empfinden heraus ſind die Geſtalten geboren, die uns heute etwas von griechiſchem Tanz übermitteln. Was man tanzte und wie man tanzte, wer *weiß* das? Es gibt für uns nur noch ein nachträgliches Erfaſſen, ein innerliches Erleben, das uns von all den geſchauten Geſtalten kommt. Ein Wiſſen gibt es nicht. Aber ein Verſtehen, ein Begreifen, ohne zu wiſſen, das gibt es für uns. Und zu dieſem gelangen wir durch ein Erfaſſen des Lebens, des pulſierenden, warmen Blutes in den Geſtalten. Nie ſind es überſinnliche Weſen, dieſe griechiſchen Tänzer und Tänzerinnen. Alle haben ſie warmes, oft kochend heißes Blut in den Adern; und das drückt allem ſeinen Stempel auf, das bringt ſie auch uns nahe. So verſchieden von einander und unter einander die einzelnen Typen nun auch ſind, Eines gibt es, was ſie zuſammenhält und verbindet, was es auch uns möglich macht, das bewegte Leben als Tanz zu empfinden. Und dieſes Eine iſt: die Form. Die künſtleriſche Form, der ſich alles unterordnet und die wohl durchtränkt iſt mit warmem Leben, aber niemals von ihm zerſprengt wird. Doch ſo durchglüht von lebendigem Empfinden iſt dieſe reine Form, daß man ſie nicht mehr als etwas Selbſtändiges herausfühlt, daß man ſie nicht mehr herauslöſen kann, wie etwa bei den Geſtalten der orientaliſchen Kunſt, ſondern Form und Leben als eine höhere Einheit empfindet. Und ein Drittes tritt hinzu: Das iſt der Rhythmus. Wohl iſt Rhythmus Leben! Aber gebändigtes, beherrſchtes Leben! Und die rhythmiſch bewegten Geſtalten auf griechiſchen

Vasen und Reliefs zeigen uns klar und eindringlich, bis zu welch hohem Grade eine lebendige Körperbeherrschung möglich ist, wie sie entwickelt ist zu einer solchen Höhe, daß man auch sie nicht mehr als etwas Selbständiges empfindet, sondern sie einordnet in den Gesamtbegriff: Griechischer Tanz.

Gesteigertes Lebensgefühl, in künstlerische Form gebannt und beherrscht vom Rhythmus, das ist, was wir von Vasenbildern und Reliefs als griechischen Tanz verstehen lernen. Bis zu welchem Grade die Musik an dem Gesamteindruck beteiligt ist, bleibt uns verschlossen. Wohl sehen wir die Tänzer und Tänzerinnen mit der Zither oder der Doppelflöte in den Händen, wohl wissen wir, daß sie Musik machten bei dem Tanz. Aber war Musik für sie Notwendigkeit, war sie der Ausgangspunkt für allen Tanz? Sie war wohl oft das Mittel, durch welches man das Lebensgefühl steigerte; sie war Anregung und Aufregung zur selben Zeit; sie machte Seele und Körper bereit zum Tanz. Sie bedeutete für den Tanz, was auch der Wein und die Liebe für ihn waren: Stimmungsmittel. Und sobald sie diesen Zweck erfüllt hatte, sobald Körper und Geist ergriffen waren von ihrer Grundstimmung, so sank sie nur mehr zur Begleitung herab. Denn der Körper in der Bewegung folgt seinen eigenen Gesetzen, wie die Musik ihre eigenen Gesetze hat. Und eine Geste entwickelt aus sich mit unerbittlicher Logik eine andere, ganz gleich, welchen Weg die Musik daneben geht. Etwas anderes war es, sobald die Musik von vornherein nichts sein wollte, als: Rhythmus. Da war sie beherrschend und ordnete sich die Bewegung unter. Die rhythmischen Schläge auf dem Tamburin, das regelmäßige Erklingen der Schellen, das Klappern der Kastagnetten genügte, um eine ganze Anzahl Tanzender unter eine gewisse Gleichmäßigkeit zu zwingen. In solchem Falle wurde dann die Musik, oder der musikalische Rhythmus zum ordnenden Element. Instinktiv fügte sich ihr der Tanzende, ließ sie das Tempo, den Schnelligkeitsgrad bestimmen und ordnete auch den Körperausdruck, die Geste dem Zwang unter, der von dieser rein rhythmischen Musik ausging.

Auffallend ist, daß fast alle die tanzend bewegten Gestalten der Vasenbilder und Reliefs im Profil gesehen sind. Das gibt ihnen jene wundervolle Klarheit, jene unbeschreibliche Einfachheit, die oft naiv Erfaßtes zu höchster Vollkommenheit entwickelt. Die Profilstellung schließt von vornherein alle jene scharfen Verkürzungen und Verzerrungen aus, die bei einer von vorne gesehenen bewegten Gestalt kaum vermeidlich sind. Unerschöpflich ist der Reichtum der Gesten, der beständig wechselnde Ausdruck der im Profil gesehenen Körper bei den Griechen.

Das Wundervollste aber bleibt, daß diese Tanzenden in all ihrer rhythmischen Bewegtheit, in ihrer freudigen und schmerzensvollen Ekstase, im streng stilisierten Gebundensein der Gesten nie zur Maniriertheit herabsinken, daß sie stets einfach und natürlich sind und nie vergessen lassen: es ist das Leben selbst, das ihren Tanz geboren hat. —

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Johannson aus Lemsal.

Eine kulturhistorische Skizze.

Von Oskar Grosberg (St. Petersburg).

Von der Aureole mythischen Heldentums umwoben, lebt in baltischen Landen das Andenken an Johannson aus Lemsal; sein Ruhm reicht über drei Provinzen und er ist hinausgetragen worden bis in die fernsten Winkel des Reiches, — soweit die baltische Zunge klingt und in stillen Feierstunden der fernen Heimat gedacht wird. Man kann in der Tat Goethe vielleicht nicht kennen, aber Johannson aus Lemsal muß man kennen, und man kennt ihn als den Inbegriff fausttüchtiger Männlichkeit, deren Strahlungen so stark sind, daß sie drei Generationen überdauert und doch von ihrer Wirksamkeit noch nichts eingebüßt haben.

Johannson aus Lemsal, der bei Lebzeiten augenscheinlich von keinerlei Geistigkeit beschwert gewesen ist, hat das Schicksal jeder wahren Größe erfahren, — er ist als Begriff in die Unsterblichkeit eingegangen. Es erscheint demnach geboten, dem von Dunkel umgebenen Leben dieses Mannes nachzugehen und den Johannson-Begriff zu einer Persönlichkeit zu verdichten, ihn auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuversetzen. Es entsteht die Frage: wer und was war Johannson? wann und wo hat er gelebt? Leider muß gesagt werden, daß diese Fragen nur zum Teil und nur indirekt beantwortet werden können. Daß Johannson aus Lemsal stammte, unterliegt kaum einem Zweifel. Wann er gelebt hat und was er gewesen, kann jedoch nur vermutet, freilich mit großer Sicherheit vermutet werden.

Man wird, wie wir im Weiteren sehen werden, kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß Johannson um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt hat, jedoch nicht etwa in dem kleinen Lemsal, wo wohl seine Wiege gestanden haben muß, sondern in Riga. Was konnte aus Lemsal, dem kleinen, versonnenen Landstädtchen Gutes kommen? Lemsal war nicht der Boden, auf dem ein Johannson seine Gaben entwickeln und zur Geltung hätte bringen können. Lemsal ist wohl nur sein Corsica gewesen, während er in dem großen und betriebsamen Riga, das jedem Talente Ellenbogenfreiheit gewährte, sich den Ruhmeskranz um die Stirn gewunden haben wird. Nur in der baltischen Metropole konnte es einem Manne vom Schlage Johannsons ein entsprechendes Tätigkeitsgebiet geben — den Warenhandel. In der Tat ist der Ruhm Johannsons von Südlivland ausgegangen; es ist in hohem Grade bezeichnend, daß dieser Ruhm gegenwärtig in Nordlivland und in den anderen Provinzen vorzugsweise in den gebildeten Kreisen fortlebt, während er in Riga auch in jenem Milieu noch lebendig ist, in dem die speziellen Eigenschaften und Fähigkeiten Johannsons sich ganz besonderer Wertschätzung erfreuen.

In Nachstehendem soll der Versuch gemacht werden, die hier verlautbarten Annahmen und Voraussetzungen nach Möglichkeit zu stützen, und wir werden hierbei auf ein ungemein interessantes Kapitel baltischer, insbesondere rigischer Kulturgeschichte zu sprechen kommen.

Wenn man die Zeit der Tätigkeit Johannsons in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verlegt, so ist man hierzu durch die in Riga noch lebendige, freilich nur noch spärlich sickernde mündliche Überlieferung, sowie auch durch die Tatsache berechtigt, daß der Warenhandel gerade in jenen Jahren eine Wendung genommen, die an die physische Leistungsfähigkeit der Warenhändler die denkbar größten Ansprüche stellte; zudem erfolgte auch zu jenem Zeitpunkte im Warenhandel ein so elementarer Umbruch, daß die spätere Entstehung einer so markanten Persönlichkeit, wie die des Johannson aus Lemsal, vollständig unwahrscheinlich erscheinen muß.

Daß Johannson nur Warenhändler gewesen sein kann, erhellt auch aus dem Umstande, daß er eben der „Johannson", der Mann „auf Hauen" war. Wenn auch zu alten Zeiten in baltischen Landen reichlich und mit einer gewissen Hingebung „gehauen" worden ist, wenn Junker, Bürger und Bauern bei passender Gelegenheit nie versäumt haben, „schlagende Gründe" ins Feld zu führen, so ist doch nie und von niemandem so intensiv „gehauen" worden wie in der Zeit der Blüte des Warenhandels von dem streitbaren Corps der Warenhändler, zu deren fachmännischer Ausbildung eine „deutliche Hand", die dem „jungen Manne" den wahren Wert verlieh, gehörte. Erst der Besitz der „deutlichen Hand" machte den „jungen Mann" geeignet zum Kampfe mit dem feindlichen Leben.

Ältere Leute, deren persönliche Eindrücke etwa ein halbes Jahrhundert umfassen, werden sich gewiß noch der reckenhaften Gestalten erinnern, die noch vor ihren Augen die baltischen Chausseen, Landstraßen und Krüge bevölkerten und mit den zur Stadt strebenden Bauern um deren Produkte mit Löwenstimme und ungewöhnlicher Zungenfertigkeit handelten, — das waren Warenhändler; freilich nur noch ein schwacher Schatten jener Warenhändler, die einst in stolzer Selbstherrlichkeit die Landstraße beherrscht hatten und deren mannhaftes Corps durch anderthalbhundertjährige Traditionen fest zusammengeschweißt war. Auch diese schwächlichen Epigonen der Landstraße sind schon längst verschwunden, — sie sind nicht mehr. Es sind auch nicht mehr die ganz alten Leute, die noch den Warenhändler von altem Schrot und Korn gekannt, und keinen Augenblick daran gezweifelt hatten, daß Johannson nur Rigascher „junger Mann" oder „Gesell" gewesen sein konnte, denn Männer dieser Art konnte man schlechterdings nur da draußen vor dem Tore finden.

Man wird nun billig fragen, wieso es kommen konnte, daß eine so friedsame Hantierung, wie der Handel mit Landesprodukten, einen kriegerischen Geist erzeugen konnte, der in der Gestalt des Sohnes Lemsals fernen Geschlechtern überliefert wird. Um das klar zu legen, sei es gestattet, einen

flüchtigen Blick auf den Handel Alt-Rigas, der damals im wesentlichen auf dem Produktenhandel beruhte, zu werfen. Dieser überaus nährige Handel erfolgte auf der weisen und angenehmen Grundlage der Bestimmungen über die „Sicherheit der bürgerlichen Nahrung", die in der sog. Wette-Ordnung, welche aus dem Jahre 1690 stammte, niedergelegt waren. Die Wette-Ordnung hatte den löblichen Zweck, unliebsame Konkurrenz aus dem Wege zu schaffen, oder vielmehr solche garnicht aufkommen zu lassen. Man ging damals von dem sehr vernünftigen Grundsatze aus, daß jeder Bürger der Stadt sein anständiges Auskommen haben müsse. Das wurde insbesondere durch die Bestimmung der Wette-Ordnung bewirkt, die da lautete: „Damit der Bauernhandel und die Gewißheit der Nahrung desto fester erhalten werde, solle jeder Bauer, welcher in das „Bauernbuch" eines Kaufmanns mit einer auf Grund eines Vorschusses oder in anderer Veranlassung contrahierten Schuld eingetragen worden, bei seinem Kaufmann geschützet und der erste Wirt vor dem jüngeren erhalten werden."

Das besagte also, daß ein Bauer, so lange sein Konto bei „seinem" Kaufmanne nicht glattgestellt war, keinem andern Kaufmanne der Stadt seine Produkte verkaufen durfte. Man kann sich denken, daß bestens dafür Sorge getragen wurde, daß das Schuldbuch nie der Vernichtung anheimfiel; der Bauer war also dem Kaufmann für Zeit und Ewigkeit zueigen.

Die Strafen, die auf die etwaige Übertretung der Wette-Ordnung gesetzt waren, waren von einer der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechenden Schärfe. Wer einen Bauern, der bereits einem anderen Kaufmanne „obligieret ist, unterwegens, in denen Wohnungen, oder Höfen diesseits der Düna Geld in Händen gestecket, ihn umbredet oder abscheut, soll 10 Rthlr. Alb. erlegen und des Bauern quitt gehen".

Das Verfahren vor einem Wohledlen Wettgerichte war überaus streng, — nötigenfalls mußte der Angeschuldigte sich mit einem „Eide purgieren," nachdem das Wettgericht „solches vorhero dem sitzenden Magistrate kundgemacht und dieser darüber genau deliberieret und decretieret hätte."

Ähnliche Bestimmungen bestanden auch inbezug auf den Handel mit anderen „Fremden." Zu denen gehörten zu schwedischer Zeit auch der „Ruß" und der „Pohl," ebenso „die aus Armenia" und die „Jüden," sonderlich die „Mohillowischen"; ferner „die vom Adel" und die „aus Churland, Semgallen oder anderen dergleichen Örtern."

Wenn demnach die umsichtigen Bürger der alten Hansestadt im Interesse der Gewißheit der bürgerlichen Nahrung diese Vorkehrungen, die uns Freihändler sonderbar genug anmuten, getroffen hatten, so war aber damit nicht gesagt, daß dem unlauteren Wettbewerb ein absolut verläßlicher Riegel vorgeschoben worden wäre; trotz der für damalige Zeiten sehr hohen Strafe von 10 Rthlr. Alb. florierte auf den Landstraßen die „Bauernberedung," gegen die die Wette-Ordnung sich ja richtete. Die Gesellen der Kaufleute ließen sich

von der Beredung selbst durch die Strafen nicht abschrecken, umso weniger, als diese Strafen schließlich nicht mehr so schwer empfunden werden konnten, wie zur Zeit ihrer Stipulation. Je weniger die Strafen wirksam waren, umso mehr war man auf Selbsthilfe angewiesen, d. h. man mußte selbst seine Interessen wahren, — das konnte aber nach der Lage der Dinge nur auf dem Wege des Faustrechts geschehen. Dieses Recht war das einzige, das die kampfesfreudigen Gesellen anerkannten, und auf dieser eigenartigen commerziellen Basis entwickelte sich dann das „wüste und unflähtige Treiben," über das immer wieder Klage geführt wird. Im Interesse des Umsatzes ihrer Kontore lieferten die Gesellen sich förmliche Schlachten.

Je weiter die Zeit vorrückte, je mehr Riga sich zu einer modernen Handelsstadt entwickelte, umso lockerer wurde das einst eisenfeste Gefüge der altehrwürdigen Wette-Ordnung, umso ausschlaggebender wurde aber auch die Rolle, die die jungen Leute mit der „deutlichen Hand" im Warenhandel zu spielen fortfuhren. Man stellte insbesondere den Bauern nach, die noch nie in Riga gewesen waren und die man mit Anwendung der warenhändlerischen ultima ratio der Concurrenz gegenüber als res nullius annectierte, ihnen nach bestandenem heißen Strauße quer über den Rücken mit Kreide die Firma aufmalte und sie dann einziehen ließ zu den Freuden der Stadt.

Es kam schließlich soweit, daß der General-Gouverneur Marquis Paulucci auf eine „Supplique" der Warenhändler besondere „Landstraßen-Revidenten", die den Kampfesdrang der streitbaren Gesellen zügeln sollten, anstellte. Diese Maßnahme führte jedoch zu nichts, denn was hätten die unglückseligen Revidenten mit einem Elite-Corps von den Qualitäten der Warenhändler beginnen sollen! Man war zu Beginn der fünfziger Jahre gerade drauf und dran, das morsche Gebäude der Wette-Ordnung durch neue scharfe Strafbestimmungen zu stützen, — da brach es unerwartet krachend zusammen. Ein alter Rigascher Warenhändler, der mit seinem „jungen Manne" wegen Bauernberedung in kurzer Folge mehrfach bestraft worden war, ergrimmte darob und er ging zunächst an den Rat und danach an den Senat, der erkannte, daß besagter Warenhändler überall und von jedem Bauern ungehindert Landesprodukte erstehen könne. Damit war das ehrwürdige Rechtsinstitut ad absurdum geführt worden, und es schlief sanft und selig ein, ohne je in aller Form Rechtens aufgehoben worden zu sein.

Wenn man nun diese Umstände in Betracht zieht, so erscheint es kaum zu gewagt, die Existenz unseres Helden nach Riga zu versetzen, ihn in das glorioſe Corps der Warenhändler einzureihen und den Scheitelpunkt seines Ruhmes in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu verlegen. Für die letztere Annahme spricht insbesondere der Umstand, daß es um die fünfziger Jahre auf den Landstraßen vor Riga so wüst herging, daß der Rat Veranlassung nehmen mußte, von der starken „Demoralisation der Kaufmannsburschen" zu sprechen und geeignete Maßnahmen dagegen ins Auge zu fassen. Nach 1853,

dem Jahre der denkwürdigen Senatsentscheidung, konnte es keinen Johannson geben, denn er wäre völlig überflüssig, nur noch ein trauriger Anachronismus gewesen. — Wir würden unsere bescheidene Untersuchung für durchaus unvollständig halten müssen, wenn wir nicht erwähnen wollten, daß Gestalten wie die des Johannson später auch in Nord-Livland und in Kurland aufgetaucht sind; wir meinen den Jacobson von Wesenberg und den Bandrewitz von Saßmacken; wir glauben aber behaupten zu dürfen, daß diese Gestalten nichts anderes sind als schwächliche Verwässerungen des markigen Johannson-Typus, die umso leichter eintreten konnten, als ja Johannson bereits von der üppig wuchernden Legende umrankt wird und als wir aus der Geschichte wissen, daß nicht weniger als sieben Städte um die Ehre, Geburtsort des Homer gewesen zu sein, gestritten haben. Daher scheint es sich zu erübrigen, die genannten Gestalten einer ernstlichen Würdigung zu unterziehen.

Man würde gewiß fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß die Gesellen, also auch unser Johannson, auf der Landstraße verwildert und sanfteren Regungen völlig unzugänglich gewesen wären. Alte Rigische Tradition weiß zu berichten, daß in den reichen Häusern der „Kontorherren" solenne Festlichkeiten stattgefunden haben, an denen neben den Bauern, die in der „Einfahrt" des Kontors freie Unterkunft und Zehrung fanden, die Gesellen und die Familien der Kaufherren teilnahmen. Neben der Pastel des Bauern glitt bei solchen Gelegenheiten das Füßchen der „Demoisellen," stampfte der Stulpenstiefel der Gesellen über den knirschenden Sand und den duftenden Kalmus im „großen Zimmer". Und wir wissen, daß die Warenhändler auch hier, wie überall, ihren Mann stellten.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

„Männerberufe".

Von Adolf v. Keußler (Reval).

Es ist in den letzten Jahren viel darüber gesprochen und geschrieben worden, daß es den Deutschbalten nur unter der Voraussetzung angespannter wirtschaftlicher Expansion und energischster Zielstrebigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gelingen kann, sich gegenüber der unaufhaltsam aufstrebenden Konkurrenz der an Zahl bekanntlich weit mächtigeren indigenen Esten und Letten zu behaupten. Die tatsächlichen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen beweisen die Richtigkeit dieses Satzes auf das Eindringlichste. Auf dem Lande haben sich die zahlreichen bäuerlichen Wirtschaftsorganisationen in bewußtem Gegensatz zum deutschen Großgrundbesitz längst zu achtunggebietenden Körperschaften ausgewachsen, und um die Städte, deren Verwaltung noch nicht in lettische oder estnische Hände übergegangen ist, wird jahraus jahrein ein heißer Kampf um die Vorherrschaft geführt.

Die Zeiten, als die Deutschen die selbstverständlichen alleinigen Kulturträger in ihrer baltischen Heimat waren, sind — das wissen auch die größten Optimisten — für immer vorbei. Die Losung im Daseinskampf muß infolgedessen jetzt für die baltischen Deutschen *vor allem* dahin lauten, in möglichst zweckentsprechender Arbeit nicht nur alle ererbten Wirtschaftspositionen ungeschmälert zu erhalten, sondern ihre gesamten geistigen Kräfte, ihr Kapital, ihre Arbeitsfähigkeit restlos der Erweiterung ihrer ökonomischen Machtsphäre dienstbar zu machen. Für die Deutschen bedeutet jede „mißbrauchte", d. h. nicht an der richtigen Stelle verwertete Kraft einen Energieverlust in diesem, wie alle wissen, für sie wirklich um die *Existenz* gehenden Kampf und damit ein Plus für die Stoßkraft des wirtschaftlichen Gegners.

Das unerbittliche Gesetz von der natürlichen Auslese gilt nicht bloß im grob-physischen Sinn, es macht sich mutatis mutandis in allen Richtungen des vielgestaltigen Lebens geltend.

Mit der kurzen Erwähnung dieses Kampfes um das wirtschaftliche und kulturelle Prestige ist dem mit den Verhältnissen in den baltischen Provinzen Vertrauten nichts wesentlich Neues gesagt; es mußte an ihn erinnert werden, weil er gewissermaßen die Folie bildet zu dem Buche, dessen Überschrift dieser Betrachtung entspricht:

„*Männerberufe*", Schilderungen und Ratschläge von Fachleuten, im Auftrage des Deutschen Vereins in Livland herausgegeben von *Erich von Schrenck* und *Wolfgang Wachtsmuth*. Riga 1914. Verlag von G. Löffler. XI + 295 Seiten.

Der im besten Sinn aktuelle Charakter dieses Buches ergibt sich aus dem vorhin Gesagten von selbst. Sein Zweck ist, der baltischen männlichen Jugend ein wohlberatener Führer zu sein beim Eintritt in das selbständige Leben, wenn es gilt, sich beim Beginn der Hochschulzeit oder der praktischen Lehrjahre für diesen oder jenen Beruf zu entscheiden.

„. . . nur die gesammelte Kraft kann uns erhalten", heißt es unter anderem in der lesenswerten Einleitung. „Das soll auch unsere Jugend wissen. Es kommt auf ihre Entscheidungen an. Ob diese Entscheidungen planvoll ausfallen, auf ein festes Ziel gerichtet sind, sich strecken nach einer Lebensarbeit, die den eigenen Fähigkeiten entspricht und der Gesamtheit nützt. Zum Irrlichterieren ist wahrhaftig unsere Zeit zu ernst. Mit der altmodischen Ansicht, auf ein paar Jahre käme es ja nicht an, die könnten zum Probieren, wohl auch zum Amüsieren verwandt werden, muß gründlich und auf immer gebrochen werden. Jeder deutsche Junge, der in unserer Mitte aufwächst, soll sich dessen bewußt sein, daß es auch auf ihn ankommt, daß die Heimat auf ihn rechnet, daß er seinen Mann stehen muß, seine Lebensarbeit leisten, und daß er dafür nicht früh genug seinen Plan machen kann. Nicht der Zufall soll sein Leben entscheiden, nicht die äußeren Umstände sollen ihn, den Wellen gleich, hierhin und dorthin spülen, sondern ein klarer Blick soll das erstrebens-

werte Ziel erkennen, eine feste Hand soll die Mittel ergreifen, die zum Ziele führen."

Das sind Worte, die für alle Zeiten, Umstände und Gesellschaftskreise passen. Denn was enthalten sie anderes, als den tiefsten Wunsch eines jeden brauchbar veranlagten jungen Mannes: eine Lebensarbeit zu leisten, die seiner Persönlichkeit zum Nutzen des Ganzen die volle Entfaltung ihrer Eigenart gewährleistet, mit dem täglichen Schaffen auch die Schaffensfreude erhöht und ihn so wachsen läßt mit seinen höheren Zwecken. Darum hat das Schrenck-Wachtsmuthsche Buch — seine 16 Aufsätze über die wichtigsten Berufe beweisen es — einen bleibenden Wert weit über den Gesellschaftskreis hinaus, für den es eigentlich bestimmt und in seinen Einzelheiten zugeschnitten ist. Und zwar nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Eltern. Wer ist nicht schon so und so oft Zeuge dessen gewesen, wie Vater und Sohn gleich ratlos der Frage der Berufswahl gegenüberstanden, um schließlich eine Arbeit zu beginnen, die den Anlagen des jugendlichen Gliedes der Gesellschaft ganz und gar nicht entsprach! Wie oft hat nicht dieser oder jener die Schule verlassende Jüngling sich einem Beruf zugewandt, von dem ihm bloß einige wenige äußere Seiten bekannt, aber verlockend genug waren, um von ihm sein künftiges Lebensglück zu erhoffen, ohne es für nötig zu halten, vorher die Richtung seiner wirklichen Interessen festzustellen und darnach zu fragen, ob die gewählte Lebensarbeit ihm außer dem täglichen Brot auch die nötige moralische Befriedigung werde bieten können.

Besonders nach dieser Seite hin, d. h. was die Berücksichtigung der „ethischen Hebel" der Berufsarbeit bei der entscheidenden Wahl anlangt, bietet das Buch „Männerberufe" viel Belehrung. Die in der Einleitung enthaltenen Thesen: „Beruf ist die durch ein Ziel geeinte Lebensarbeit eines Menschen"; „Beruf haben heißt einen Ruf hören und ihm folgen!"; „Erst wer zu sich gekommen, findet seinen Beruf!" — bilden den eindringlichen Unterton aller Abhandlungen. Wie denn die durchweg von Spezialisten des betreffenden Berufszweiges geschriebenen einzelnen Kapitel durch ihre Sachkenntnis, die Reife der Anschauungen und Frische der Darstellung jeden fesseln müssen, der für die Vielgestalt des heutigen Erwerbslebens einen offenen Sinn hat.

Und noch ein weiteres, speziell für die Baltischen Provinzen geltendes Moment erhöht den Wert des in Rede stehenden Buches. Die Verfasser treten überall, wo angängig, den alteingewurzelten Vorurteilen inbezug auf Stand und Beruf entgegen, die ja auch heute noch so manche der Deutschen nur zu schroff von einander trennen.

Die Aufsätze haben folgende Titel und Verfasser:
Der Handwerker. Von Hugo Wittrock;
Der Kaufmann. Von Dr. oec. publ. Alfred Kneet;
Der Architekt. Von Architekt Edgar Hartmann;

Der Bauingenieur. Von Oberingenieur Oskar Fleiſcher;
Der Maſchineningenieur. Von Profeſſor Charles Clark;
Der Chemiker. Von Dr. phil. Auguſt von Hedenſtröm;
Der Landwirt. Von cand. chem. Konrad Sponholz;
Der Forſtmann. Von Oberförſter Udo Lichinger;
Der Theologe. Von Paſtor Oskar Schabert;
Der Juriſt. Von Rechtsanwalt Paul Erdmann;
Der Arzt. Von Dr. med. Otto Stender;
Der Zahnarzt. Von Dr. med. Emil Sintenis;
Der Pharmazeut. Von Proviſor Emil Treyden;
Der Lehrer. Von Oberlehrer Wolfgang Wachtsmuth;
Der Journaliſt. Von Dr. phil. Ernſt Seraphim;
Der Gelehrte. Von Magiſtrd. Hugo Semel.

Wenn es ſtatthaft iſt, einige beſonders gelungene Aufſätze hervorzuheben, ſo möchten wir in erſter Linie Nr. 2 „Der Kaufmann“ von Dr. oec. publ. Alfred Kneet nennen, der die großen Geſichtspunkte und Zuſammenhänge des kaufmänniſchen Berufs mit der Gegenwartskultur ganz vortrefflich zeichnet. Sehr leſenswert iſt auch der Theologenberuf von Paſtor O. Schabert dargeſtellt, desgleichen „Der Juriſt“ von Rechtsanwalt P. Erdmann und „Der Journaliſt“ von Dr. Seraphim. Der jede einzelne Betrachtung kennzeichnende beſondere Stil trägt ein übriges dazu bei, das Studium des anregenden Buches zu würzen.

So können wir denn unſer Geſamturteil über die neueſte Edition des rührigen Deutſchen Vereins in Livland dahin zuſammenfaſſen, daß den baltiſchen Deutſchen, ja den Deutſchen Rußlands überhaupt, mit den Betrachtungen über die Männerberufe ein Berater an die Hand gegeben worden iſt, deſſen zuverläſſigen Dienſt jeder um ſo vertrauensvoller in Anſpruch nehmen darf, als er ihm zugleich für den Ernſt des Lebens und die von allen Berufsmenſchen zu fordernde deutſche Arbeitstreue das Gefühl ſchärfen wird. Hand und Herz eines jeden in das Leben tretenden jungen Mannes ſind der rechte Platz für das Schrenck-Wachtsmuthſche Buch, damit ſie alle zu Nutz und Gedeihen des großen Geſellſchaftsorganismus, dem zu dienen ſie berufen ſind, ihr Lebenswerk wählen unter dem leuchtenden Stern der Worte Goethes und Ruskins, deren tiefen Gehalt der ausgezeichnete Ratgeber mahnend und anfeuernd bewußt werden läßt:

„Es iſt im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus ſich habe, oder ob er es von anderen habe, ob einer durch ſich wirke, oder ob er durch andere wirke, die Hauptſache iſt, daß man ein großes Wollen habe und Geſchick und Beharrlichkeit beſitze, es auszuführen“

und:

„Drei Dinge ſind es, zu denen der Menſch geboren iſt — Arbeit, Schmerz und Freude. Ein jedes dieſer drei Dinge hat ſeine Niedrig-

keit und seinen Adel. Es gibt niedrige Arbeit und edele Arbeit. Niedrigen Schmerz und edelen Schmerz. Niedrige Freude und edele Freude. Nur mußt du nicht meinen, die Verderbnis dieser Dinge zu vermeiden, indem du ohne sie auskommst. Es gibt auch kein rechtes Leben, das sie nicht alle drei hätte. Arbeit ohne Freude ist niedrig. Arbeit ohne Schmerz ist niedrig. Freude ohne Arbeit ist niedrig."

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neuere baltische Lyrik.

Von C. Blum (Goldingen).

I.

Im Wandern der Tage. Gedichte von Hans Jensen. Fritz Eckardt Verlag. Leipzig. 77 Seiten.

Diese Gedichte zeigen wenig Eigenart: hergebrachte Stimmungen, mit hergebrachten Mitteln gestaltet. Man sieht nicht recht, wozu diese Dinge nochmals gesagt wurden, nachdem sie anderwärts schon besser gesagt worden sind. Guter alter Wein ist, mit Wasser vermischt, unter neuer Marke in den Handel gegeben worden. Ein Gedicht ergreift um so mehr, es regt Einbildungskraft und Gefühl um so mehr an, je mehr es den Eindruck vermittelt, daß die Fülle von Gehalt die Form fast zu sprengen droht; unsere Phantasie versagt die Mitarbeit, sobald die Form unausgefüllt den Gehalt umschlottert. Das ist bei Jensen nun vielfach der Fall. Ein dünnes Rinnsal von Stimmung spinnt sich in einem Bette ziemlich nichtssagender, charakterloser Worte, Bilder und Rhythmen dahin. Die Tannen recken sich am Weg „finster, trotzig und stolz"; der Mond steigt auf „einsam, schweigend und groß"; über alles neigt sich, „mild und weich unendlich groß und still die blaue Nacht"; der Dichter flüchtet an den warmen Herd des Elternhauses, wenn sein „Mühen und sein Hoffen in heißem Kampf in Nichts zerschellt" war u. s. w.

Wo Worte und Rhythmen nicht unmittelbar als unlösliche Einheit aus den Tiefen des Unbewußten emporsteigen, wird der Poet den Rhythmus oft durch Einfügung charakterloser Stichwörter auszufüllen suchen, die Sprache stellt ja solche scheinbar harmlose Partikeln reichlich zur Verfügung; oder man wiederholt dasselbe Wort ohne innere Nötigung und dergl. So entsteht dann das, was man Verwässerung nennt. Je reicher verhältnismäßig ein Gedicht an anschauungsschweren Wörtern ist, also Hauptwörtern, Verben, Eigenschaftswörtern, je konzentrierter wird auch sein Phantasie- und Stimmungsgehalt sein; je häufiger ohne innere Nötigung jene charakterlosen Partikeln („so", „und", „aber") oder abgegriffene Abstrakta wie „Erdenbangen", „Werden und Vergehen", „Mühen und Hoffen" verwandt werden, je dünner wird auch der Nährtrank für Gefühl und Einbildungskraft. Man vergleiche das Gedicht S. 10:

Der Anemonen weißes Blütenlicht
Erhellte sternenhaft die Waldestiefen
Und überwucherte so dicht, so dicht

Die tausend andern, die nach Frühling riefen.
Die jungen Ellern dufteten so stark,
Die Haselbüsche standen voller Triebe,
Und allen Bäumen rieselte durchs Mark
Des neuen Werdens langersehnte Liebe . . .

Von der Lerche heißt es S. 11:

In heißem Jubel klang ihr Lied herab,
Siegrufend über alles Erdenbangen,
Und wieder rankte sich aus Schutt und Grab
Des Lebens unauslöschliches Verlangen.

Seite 24:

Ich sah den Baum, — er stand im tiefen Sinnen
Und schaute regungslos zum Himmel auf,
Von seiner braunen Rinde aber tränten
Kristallne Tropfen in beschwingtem (!) Lauf.
Und netzten seine heißen Wurzelarme
Und sanken nieder in der Erde Schoß.
Der Baum war aber wie in tiefem Beten,
Ich sah ihn stehn so still, so regungslos.

Hier sind nichtssagende Partikeln geprüft. Auch ist es für mein Gefühl unerträglich, das Wort „beschwingt", das doch an Vogelflug erinnern soll, auf den Fall oder das Herabrinnen von Tropfen anzuwenden. Je näher der Dichter sich an die sinnliche Grundvorstellung anlehnt, die jedem gleichnisartigen Ausdruck zu Grunde liegt, je stärker wird er unsere Einbildungskraft erregen; in je abstrakterem Sinn er die Metaphern der Sprache verwendet, je schläfriger wird auch unsere Phantasie. Darum wirken schiefe, vom Dichter selbst innerlich nicht geschaute Bilder so verhängnisvoll. Bei Jensen, S. 25, harrt die Erde mit gebräunten Wangen, daß man die Frucht ihr löse von den Gliedern; gibt es ein Wesen mit Wangen, dem man Früchte von den Gliedern lösen kann?! Der Dichter reist nach Hause; ihm ist zu Mut, S. 46, als ob „ein altes vergessenes Buch" weit „seine goldne Tür" öffne; er spricht S. 37 von „entthronten" Blättern, S. 36 von „stolzen bergeshohen Zielen", die „still werden und müde einschlafen" u. s. w.

Aus dem Mangel lebendiger innerer Anschauung fließt auch der Versuch, mit ungenügend durchdachten, schlecht vorbereiteten Mitteln tragische oder erschütternde Wirkungen zu erzielen. Man nennt dergleichen Effekthascherei. Dahin rechne ich z. B. das Gedicht „Die Mutter", Seite 52:

Meine Mutter geht rauhen einsamen Pfad,
Meine Mutter so harte Hände hat,
Nie hab ich sie lachen, nie weinen gesehn,
Nie vor der Madonna Bildnis stehn.
Nur immer arbeiten sah ich sie,
In Sturm und Regen, — ob spät, ob früh.
Mit harter, arbeitsbrauner Hand
Pflügte und eggte sie unser Land.
Nie sah ich den Vater. Vielleicht war er tot?

Vielleicht aß er in der Fremde sein Brot?
Nie hab ich die Mutter um ihn gefragt, —
Die Mutter hätt' es mir nie gesagt.

Daß der Sohn seine Mutter nie nach dem Vater gefragt hat, ist entschieden zu viel des Guten. Die Übertreibung vernichtet die Wirkung.

Wer von sich und seinen eigenen innern und äußern Kämpfen spricht der darf nur dann ungestraft Worte brauchen, die an grandiose Vorstellungen anklingen, wenn er uns anderweitig von seiner Persönlichkeit den Eindruck zu erwecken verstanden hat, daß sie vor der Größe dieses Hintergrundes mit Ehren bestehen kann. Ein Michel Angelo durfte, ohne sich lächerlich zu machen, dichten:

Von Riesengipfeln, die sich stürzend neigen,
Versteckt, von einem mächtigen Fels umschlossen,
Kam ich herab in dieses Tal geflossen,
Im Steinbett grollend mich der Welt zu zeigen . . .

Wer als Mensch von bescheidenem Ausmaß von sich und seiner Innerlichkeit in Worten spricht, die große Vorstellungen wachrufen, weckt auch beim naiven Leser den unter der Schwelle des Bewußtseins lauernden Widerspruch und bringt sich um die sonst etwa erreichbare Wirkung. Und wer Distanzgefühle andeutet, darf das nicht in Worten tun, deren Banalität Zweifel an jeder Berechtigung, sich zu distanzieren, erwecken muß. Vergl. S. 13:

Von Blüten türmt es sich allerorten,
Ein duftender Wall umgürtet die Welt,
Nun stürm' ich mit Lenzkraft die riegelnden Pforten,
Die mir der Alltag entgegenstellt.

Wer in echter Trunkenheit der Natur ihre Geheimnisse ablauscht, wen innere Gesichte drängend erfüllen, der wird stammeln und jauchzen und Visionen gestalten, aber nicht nüchternen Bericht darüber erstatten, daß es ihn „wie ein Rausch" gefaßt und er „mit der Erde ureigensten Kräften heimliches Zwiegespräch" gehalten habe, ohne ein anderes Ergebnis als ein paar Zeilen platter Durchschnittspoesie, die auch andere Sterbliche zustande brächten, ohne so großer Offenbarungen gewürdigt worden zu sein. Das Gedicht S. 12 zeigt die Kluft zwischen unmittelbarer Gestaltung innerer Zustände nnd einem reflektierten Bericht darüber:

Manchmal faßt es mich wie ein Rausch,
Und mit der Erde ureigensten Kräften
Halt ich heimliches Zwiegespräch.
Und was ich der Mutterstimme erlausch',
Und was ich schöpf' aus den quellenden Säften,
Das baut mir zu Himmelspforten den Weg.

Es gibt viele Thyrsosträger, aber wenige, die von echter bacchischer Begeisterung ergriffen sind, sagt Plato.

Übrigens finden sich bei Jensen auch Verse, die wirklich Stil haben, das heißt Verse, aus denen alles Entbehrliche ausgeschieden ist. So der letzte Vers in dem Gedicht „Der Pflug" S. 14:

Der Abend kam. Verlaſſen ſtand der Pflug
Mit ausgeſpreizten Armen auf dem Feld,
Die Sonne küßte ſcheidend ſeinen Bug
Und Erdgeruch durchzitterte die Welt.

In dem Gedicht S. 99:

So dämmerſtill im weiten Wald,
Die Föhren ſtehen dichtverſchneit
In weißem Flockenhängekleid.
Und jeder Schritt im Schnee verhallt.

In ſtummer, weißer Märchenpracht
So hat es rings ſich aufgebauſcht,
Und in der Föhren Wipfel rauſcht
Es ſeltſam ſtill und ſchlummerſacht.

Und hin und wieder ohne Laut
Sinkt ſchemenhaft die Schneelaſt nieder,
Es hebt ein grüner Zweig ſich wieder,
Der fragend in den Winter ſchaut . . . . .

iſt nach meinem Gefühl der ganze zweite Vers überflüſſig; er gibt nichts Neues und gießt daher nur Waſſer in den Wein; er verdirbt die Wirkung des letzten Verſes, der in eine wahrhaft dichteriſche Idee ausklingt. (In viel dilettantiſcherer Form iſt ein verwandtes Motiv auf S. 34 behandelt: ein Winterſaatfeld ſtrahlt ſein frühlinghelles Leben in eine braungoldne Herbſtlandſchaft hinaus).

Auch graziöſe Phantaſiebilder im Stile der „Jugend" oder des „Simpliziſſimus" finden ſich. So S. 60:

Mit wachen Blicken, regungslos,
Hockt Pan im mageren Getreide;
Die Zottelhände laß im Schoß,
Schielt er zur mittagſtillen Weide.

Den Jungen unter'm Haſelbaum
Umſchwirrt das Lärmgezirp der Grillen,
Da ſchreckt ihn aus dem wachen Traum
Der Leitkuh angſterfülltes Brüllen.

Verwirrt ſchnellt er den Leib empor:
Sein Tier jagt ſchnaubend in die Heide . . .
Pan fährt ſich lachend hinters Ohr
Und ſchielt zur aufgeregten Weide.

Die innigſte Empfindung, ein Stück ſchmerzlicher Selbſterkenntnis, ſpricht aus dem letzten Gedicht der Sammlung, dem ich um ſeiner Erlebtheit willen den Vorzug vor allen andern geben möchte:

Es liegt im Blut . . .
Du bleibſt doch, wer du biſt.
Und was die einen reich und glücklich macht,
Dir iſts ein Gifttrank voller Qual uud Schmerzen.
Doch iſt es gut,

Daß du's erkennen lernst
Und nicht zu Fackeln schüren wolltest Kerzen,
Die doch nur Kerzen sind.
Es liegt im Blut . . .

II.

Viel süße Minne. Gedichte von Elisabeth Goercke. Riga. Jonck und Poliewsky. 1912. Preis 1 Rbl.

Ein entschiedenes Talent tritt uns hier entgegen. Der Rhythmus dieser Gedichte hat inneres Leben. Ein warmes Vibrieren ist unverkennbar. Mögen auch hier und da Erinnerungen an andere Dichter aufsteigen, als Ganzes zeigt die Sammlung einen eigenen Ton, gestaltende Kraft, echtes, nicht anempfundenes Gefühl.

Die Rhythmen sind sehr frei behandelt, selten zählen 2 Reimzeilen dieselbe Zahl von Silben; dadurch wird die Monotonie vermieden, die in der Epigonenlyrik sich breit machte und den Verdacht erweckte, daß die Worte gehäuft oder gespart waren, nicht nach inneren Gesetzen der Wirkung auf Phantasie und Gefühl, sondern um die rhythmische Form wohl oder übel auszufüllen. Allerdings: auf der andere Seite droht die Gefahr, daß in der Rhythmik völlige Willkür einreißt und das Gesetz mißachtet wird, daß gewisse Rhythmen im Verhältnis der Wahlverwandschaft, andere in dem der Polarität zueinander stehen, und daß in der Regel ein Wechsel polarer Rhythmen in demselben Gedicht die Stimmung, auf die wir uns eingestellt haben, zerreißt. So wirkt z. B. der unvermittelte Wechsel zwischen jambischen und trochäischen Verszeilen für mein Gefühl unerträglich. Das schöne Gedicht „Die weiße Sommernacht" S. 60 ist mir dadurch verleidet:

Des Tages letztes Blinzeln schwand
Nicht lange aus den Laubengängen,
Und heimlich kommt die weiße Sommernacht.
Über Rosen schreitet sie,
Unter Schleiern gleitet sie
Nur halbbewußt und schlafgebannt,
Und warme schwere Düfte drängen
Sich tief in ihren ahnungsvollen Traum usw.

Dagegen finde ich die rhythmische Malerei in dem Gedichte „Andante con moto" S. 63 vortrefflich:

Sonnenlicht schaukelt auf seligen Wellen,
Zahlloser Funken blendenden Regen
streut es hinab in das leichte Bewegen.
Wie unter tausend entfliehenden schnellen
tanzenden Füßen erzittert die Fläche.
Brennende Bäche
streifen wie warme begehrliche Hände
über das flimmernde Ufergelände,
sinken zurück . . . Und immer das gleiche
kosende, weiche
singende Rauschen und wiegende Wallen
gleitet in horchende Wälder herüber. —
Süßes Verhallen
schläfert den Tag in den Abend hinüber.

Unſere Einbildungskraft bedarf, um angeregt zu werden, nicht einer methodiſchen Beſchreibung, ſondern der Geſtaltung, die einige mit friſchen Augen geſehene bezeichnende Züge in ein Ganzes zuſammenſchaut und beſeelt. Die geſtaltende Kraft der Dichterin iſt nicht gering. Man vergleiche das Gedicht „Ein Tag“ S. 27:

Ein Tag wird wach.
Und ſchon beim erſten Schritte ſchleift er
wie Feſſeln dunkle Wolken nach.
Durch naſſe Wieſen ſtreift er.
Vor ſeinem Hauch vergehen
alle Blumen umher.
Den Menſchen, die ihn ſehen,
werden die Schritte ſchwer. —
Und er kommt in die qualmende Stadt:
Alle Fenſter verlöſchen, in die er blickt,
Alles helle Brauſen im Dunſt erſtickt.
Auf eine Schwelle ſinkt er matt,
wo die Nacht aus den Winkeln herüberſieht.
Ein blaſſes Kind beginnt zu weinen.
Endlos, endlos klimpert auf den Steinen
ein graues müdes Regenlied.

Weniger gelungen ſcheint mir „Der Froſt“ S. 85 und die „Wintermondnacht“ S. 86 (der Vergleich beſchneiter Bäume mit Marmorbildern lenkt nach meinem Gefühl die Phantaſie in eine falſche Richtung).

Je zwangloſer die Einzelheiten des Gleichniſſes aus ſeinem Grundverhältnis fließen, je weniger Willkür in ſeiner Ausgeſtaltung herrſcht, je natürlicher alles im eigentlichen, wie im uneigentlichen Sinne zugeht, je williger wird unſere Einbildungskraft die Doppeldeutigkeit des Gleichniſſes ahnend in ſich aufnehmen. Auch wo der Dichter Traumgeſichte geſtaltet, die eine ſymboliſche Bedeutung haben, wird er gut tun, ſich von aller phantaſtiſchen Willkür fern zu halten, wenn er tiefere Wirkung erſtrebt. In dem Gedicht „Der Garten deiner Seele“ S. 31 erzählt die Dichterin: ſie habe im Traum einen Garten betreten, deſſen Blütenflut überſchäumte und leuchtend von der Mauer hing; in Blumen verſanken die Stufen; vor einem Silberſtrauch ſprach ſie betend den Namen des Geliebten:

Da fielen die Blätter vor meinem Hauch,
und durch der Äſte Rahmen
ſah ich ein ödes Heideland,
zerſtört, verſengt von Kampf und Brand.
Um einen Altar ſprang ein Feuerſchein,
und nieder troff es rings wie dunkles Blut
ins tote Gras hinein, —
ein Roſenkranz verſengt von raſcher Glut.

Hier iſt alles phantaſtiſche Willkür. Nicht organiſch wie die Frucht aus der Blüte entwickelt ſich eines aus dem andern, ſondern in einer regelloſen Kette von Einfällen. Der ſymboliſchen Bedeutung iſt der natürliche Zuſammenhang der Ereigniſſe geopfert. Ebenſo in dem balladenartigen Gedicht „Der Edelſtein“ S. 81, das entfernt an Lulu von Strauß und Torney oder Agnes

Miegel erinnert; aber das innere Gleichgewicht fehlt, ein phantastisch-mythologischer Apparat wird aufgeboten, um bei einem Durchschnittsschicksal Rührung zu wecken; die Natur gerät außer sich:

Und wie der Traute von seinem Lieb gegangen,
da haben alle Bäume zu rauschen angefangen,
und alle Wolken hielten wie Nattern sich umschlungen
und haben miteinander die ganze Nacht gerungen.
Ein klagender Wind ist durch den Wald geirrt,
und alle feinen Wässerlein haben sich verwirrt,
und Regen ist geflossen, und Regen immer wieder,
als würfe sich der Himmel in Weh zur Erde nieder. —

Das ist Sentimentalität. Die Superlative wecken nicht, sie töten die Rührung. Und auch der Einfall mit dem Talisman, der — ein Symbol der Erinnerung an die Liebe der von einander Getrennten — das zerrüttete Chaos zur Harmonie wiederherstellt, ist gar zu banal phantastisch. Viel lieber ist mir die Dichterin in einigen Gedichten von äußerster Schlichtheit, in denen sich das gepreßte Herz ungekünstelt in unmittelbaren Naturlauten Luft macht. So S. 16 „Vier Worte“:

Vier Worte klar und schlicht
im kleinen weißen Briefe drin.
Ich seh und sehe darauf hin:
„Ich komme heute nicht.“

Und plötzlich legt sich eine schwere Hand
mir auf das Haupt, die Schultern, auf das Herz,
drückt meine Kniee niederwärts,
und hinterm Fenster alles Land
vergeht in nebelfahlem Licht . . .
Heut kommst du nicht!

Entzückend, den besten Gedichten Ricarda Huchs ebenbürtig, finde ich den „Mädchenbrief im Frühling“:

Wenn ich in den Frühlingsgarten gehe,
fühl ich immer, Liebster, deine Nähe,
ob du auch ganz ferne bist
und vielleicht dein altes Glück vergißt. —
Dornenrosenzweige mich am Kleide greifen,
feuchte Blätter küssend meinen Nacken streifen,
und ein warmer Wind zerwühlt mein Haar.
Immer fühl ich, Liebster, deine Hände.
Meines Weinens ist kein Ende
nach dem Glück, das einmal war!

Nicht immer finden wir diese Gedrungenheit und Schlichtheit, in der kein überflüssiges, kein allzulautes Wort, kein übernommenes Motiv stört. Das Gedicht „Glückseligkeit“ S. 33 z. B. ist zu gedehnt; der erste und letzte Vers würden genügen, die Mittelverse sind breit und häufen banale und geschwollene Phrasen, denen die unmittelbare Überzeugungskraft der selbstgeprägten Gefühlssprache fehlt.

Die ganze Sammlung gliedert sich in 3 Abschnitte: „Märzenwind", „Im Maien" und „Hochsommer". In den ersten beiden wiederholt sich die Skala Liebessehnsucht, Erfüllung, bange Vorgefühle, Trennung, Verzweiflung, Resignation; im letzten ist die Trennung kein Bruch, sondern es behauptet sich das sichere Gefühl: „Nein, wir verlieren uns nicht mehr!" Ein Sinn tritt uns entgegen, der in liebender Hingabe die Erfüllung des Daseins sucht, hin und her wohl auch gekreuzt von herrischen Impulsen; ein Lebensdurst, dem es stets gegenwärtig ist, daß das Glück flüchtig und von zartester Gebrechlichkeit ist:

Der Pfad des Glückes liegt sehr ferne
auf weißen Gipfeln irgendwo.
Am blauen Tage singen da die Sterne
ein silbernes Adagio.

Und ich bin glücklich?! — und ich schreite
hinan den diamantnen Pfad?
Er ragt so schmal ins Blau am scharfen Grat, — —
jetzt faß mich, Gott, daß ich nicht gleite! —
Des Abgrunds Wasser klingen ferne,
sie deckt Gewölke hell und froh.
Mich trägt das Blau, mir singen alle Sterne
ihr silbernes Adagio!

Dazu Bereitwilligkeit, die Ekstasen eines Augenblickes mit dem Untergange zu erkaufen:

Mit fliegenden Rossen
kommt sie gefahren,
sonnenumflossen,
mit wehenden Haaren.

Wirf dich entgegen,
laß dich zertreten!
Es ist ja die Freude, —
Mag sie dich töten.

Dazu vergleiche man das Gedicht „Rosenrieseln" S. 72. Kraftvollen Ausdruck findet die Leidenschaft in dem Gedicht „Der Föhn" S. 71, an dem ich nur auszusetzen habe, daß in der ersten Zeile von einem Julitage und im letzten Verse von einem Frühlingsföhn die Rede ist, was auf eine Unsicherheit der innern Anschauung deutet:

An einem Julitage wars.
Die Glut stand draußen gelb und grell.
In deinen Augen stand ein Flehn.
Ich konnte nicht vorübergehn,
ich kam und strich ganz schnell
über die Wellen deines Haars.

Da schlug ein Föhn ins Haus, ein Schrei —
(Erlösung wars und Sieg und Dank)
durchschütterte die matte Glut,
umbrauste mich wie Frühlingsflut.
Dein Mund auf meinem trank und trank
sich Wonne, Durst und Raserei.

— — Die Erde bebt und fürchtet sich
vor Frühlingsföhnes rauhem Hauch, —
dann lächelt sie in stiller Lust.
Und — seltsam — was ich nie gewußt,
Das weiß ich nun und lächle auch:
Ich liebe dich! Ich liebe dich!

Ein gewagtes Motiv ist schön gestaltet in dem Gedicht „Der letzte Tropfen" S. 74. Von attischer Grazie ist „Das Lebewohl" S. 76:

Nun bist du fort. — Ein feiner, feiner Duft
ist alles, was von dir zurückgeblieben.
Voll Sonnenstäubchen schwebt die Luft —
sie ist noch voll von deinem goldnen Lieben —
Die Sonne träumt. Es lächelt rings das Zimmer,
und lächelnd weist der Eros an der Wand
mit ausgestreckter Hand noch immer
auf jene Stelle, wo dein Lager stand.

Ein liebenswürdiges Gedicht, das eine Backfischerinnerung mit leiser Rührung gestaltet, ist „Mein altes Florkleidchen" S. 100. Originell ist das leider nicht auf seine letzte Form gebrachte Motiv der Liederseelen S. 87, die ungeboren sterben mußten, aber um so mehr den Sinn zerquälen und alle Kraft aus dem Leben saugen, „nicht in Tönen von den Lippen schwellend, sondern feucht und glühend aus den Augen." Eine reizende Nippsache ist „Der bronzene Eros" S. 68[1]). Der „Grillensang" S. 58 und „Vorfrühling" S. 35[2]) erinnern an Martin Greifs lakonische Stimmungsbilder, die „Vorfreude" S. 41 an Gustav Falke. Kraftvoll ist die Enttäuschung gestaltet in „Mein Wunsch" S. 28[3]); voll Wohllaut, aber ein wenig konventionell in den Stimmungsmitteln ist „Das erste gelbe Blatt" S. 19[4]). Das „Scherzo"

---

[1]) Unter Geisblatt und Glyzinien
schlank ein bronz'ner Eros steht
spähend nach den Hügellinien,
wo die Sonne untergeht.

Zielend hält mit seinem Finger
seinen Pfeil, der niemals tötet,
dort der holde Weltbezwinger,
und die Sonne? — Sie errötet.

[2]) Auf den öden Wiesen rastet
schon ein zager Sonnenschein.
Fröstelnd schmiegt er sich hinein
ins vergilbte Gras und tastet:
Lebt das Herz der Erde noch?
Alles kalt . . . Horch . . . Doch!!

[3]) Nun senkt mein Wunsch sein schweres Haupt
in seine leeren Hände.
Was half dein Beten, armer Sünder, du?
Dein Himmelreich, an das du heiß geglaubt,
hat hohe kalte weiße Wände,
und goldne Türen schlagen vor dir zu!

[4]) Nun ist das erste gelbe Blatt
in meinem Schoß gesunken
am schönsten Sommertag — und hat
mein erstes Leid getrunken.

S. 12 erinnert wieder am Ricarda Huch. Eine Vorliebe hat die Dichterin dafür, den Stimmungsgehalt in den pointierten, gegen das Vorhergehende energisch abgesetzten Schlußzeilen, zusammenzufassen, so auch in dem schönen Gedicht „Sonntagsschicksal" S. 15 [1]).

Ist es Zufall, ist es Absicht? An den Schluß der Sammlung ist eine Gruppe von Gedichten gestellt, die „die selige Leichtfertigkeit" als die Lieblichste von allen rühmen. Der Ton der Marie Madeleine klingt an.

Wollten doch unsere Dichter bedenken, daß alles, was entfernt an Renommage erinnert, den Protest herausfordert und die Wirkung verdirbt. Wenn man der kleinen Franziska im ersten Verse versichert hat, man sehe in ihr sein Ebenbild, so darf man im zweiten Verse nicht ungestraft fortfahren: „Du hast im Blick jene seltsame Glut ... die jagt den Männern den Sturm ins Blut."

Die Sammlung ist auf gutem Papier gedruckt, der rosarote Umschlag ist leider wenig schön.

❀ ❀ ❀

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Fortsetzung.)

Ich war daher nicht überrascht, als mir bei meinem nächsten Besuch Gisela Verany die Mitteilung machte, daß jener Abend über ihr Schicksal entschieden habe. Sie sei entschlossen, wenn es sein müsse, mit allem zu brechen und sich der Bühnenkarriere zu widmen. An Mamas Zustimmung zweifle sie nicht. Der Vater habe allerdings so veraltete Ansichten und neulich, als man dies Thema berührte, gepoltert: ein Mädel aus guter Familie passe

---

Nun spukt in meinem Garten schon
Das große graue Schweigen.
Noch schwebt ein ferner Flötenton
vom letzten späten Reigen.

Die Bäume tragen noch den Hall
von jüngstverklungnen Stimmen.
Noch einmal leuchtet durch das All
ein letztes Sonnenglimmen. —

Du bist so weit, so sonnenweit..!
Die ersten Nebel fließen.
Nun wird die große Einsamkeit
Die schweren Flügel schließen.

[1]) Heute kenn' ich meine Welt nicht wieder.
Alle Räume sind voll Herrlichkeit,
Wonneschauer rieseln an mir nieder,
meine Seele trägt ihr bestes Kleid.

Noch im halben Schlummer liegt die Freude,
harrend auf ein seliges Erwecken.
Heißt des Himmels Losung heut „vergeude"?
Selbst der Boden strahlt von Sonnenflecken.

Horchen, harren, — immer noch und immer...
Was durchzittert mich ein kaltes Bangen?
Plötzlich steht der Alltag breit im Zimmer.
Alle Sonnenflecken sind vergangen!

nicht fürs Theater — entweder sie gehe moralisch zu Grunde, oder sie fühle sich bald todunglücklich in der ihrer Erziehung und ihren Ansichten fremden Umgebung. Nach solchen Äußerungen zu urteilen, dürfe sie auf Papas Einwilligung nicht rechnen und werde gezwungen sein, noch einige Jahre bis zu ihrer Mündigkeit zu warten, ehe sie ihren Plan ausführen könne. Sie werde jedoch diese Zeit nicht ungenützt dahinstreichen lassen, sondern sich ganz dem Studium der Oper widmen. Die Mutter habe bereits mit unserem Theaterkapellmeister gesprochen, der sie als Schülerin akzeptiert habe und alle Partien mit ihr durchnehmen werde.

Nach meiner Ansicht fragte sie überhaupt nicht mehr. So blieb mir nur übrig, das fait accompli anzuerkennen und der jungen Dame Glück für die Zukunft und Erfüllung ihrer stolzen Hoffnungen zu wünschen, was sie mit zerstreutem Lächeln entgegennahm. —

Bald darauf teilten wir das Schicksal anderer Regimenter und wurden nach Bosnien dirigiert. Ich quittierte kurze Zeit hernach den Dienst und ging hierher, um ganz meiner Neigung zu leben.

Ich hatte die Familie Verany ganz aus den Augen verloren. Eines Tages wurde ich ganz unerwartet wieder an sie erinnert.

Einer unserer renommierten Theateragenten trat bei mir auf und fragte mich nach meinem Urteil über eine jugendlich-dramatische Sängerin, die sich ihm gegenüber auf meine Empfehlung berufen habe. Der Mann nannte mir den Namen — er war mir völlig fremd, — offenbar irgend ein „nom de guerre", wie er unter Künstlern üblich ist. Ich bat mir die Adresse der Dame aus und versprach dem Agenten, ihm nach eingezogenen Erkundigungen meine Meinung mitzuteilen.

Noch am selben Nachmittag kletterte ich die drei Treppen eines alten Hauses zu einem chambre garnie empor und stand wenige Minuten später vor Gisela Verany. Ihre Züge hatten sich in der Zeit, da wir uns nicht gesehen, verschärft, die Trauerkleidung, die sie trug, stand ihr nicht, ließ sie älter erscheinen als sie war. Sie begrüßte mich in warmer herzlicher Weise, wie einen lieben alten Freund, uud ich erfuhr in dem Gespräch, das sich darauf zwischen uns entspann, daß ihre Mutter gestorben sei und das mütterliche Vermögen, laut Testamentsbestimmung, den Töchtern zu sofortiger freier Verfügung stehe. Auf diese Weise sei ihr die Verwirklichung des seit Jahren gehegten Wunsches, zur Bühne zu gehen, ermöglicht worden.

„Und Ihr Herr Vater?" warf ich fragend ein. Ein flüchtiger Schatten glitt über ihre Züge und ein herber Zug um die Mundwinkel, den ich früher nicht an ihr gekannt, trat scharf hervor.

„Er hat mich vor die Alternative gestellt, entweder meine hirnverbrannten Ideen aufzugeben oder für immer aus dem Elternhaus zu scheiden. Ich wählte das letztere.

„Und Ihre Schwester?"

„Zdenka ist seit einem Jahr die Gattin des Majors v. Bronneck. Er hat ihr jeden Verkehr mit mir untersagt."

„Sie haben Ihrer Idee große Opfer gebracht," bemerkte ich, „möchten Sie es nie bereuen."

„Und ich darf mich auf Ihre Empfehlung berufen?" warf sie, meine Worte ignorierend, ein. Der Klang ihrer Stimme hatte etwas Ängstliches, mit angehaltenem Atem Horchendes — und dann, mit dem schwachen Versuch, ihr Festigkeit zu geben, fuhr sie fort: „Ich muß gestehen, daß ich mir's leichter

gedacht, in die Karriere hineinzukommen. Die Direktoren, an die ich mich mit der Bitte um Engagement wandte, fragen: welcher Agent mich empfiehlt — dieſe wiederum verlangen Empfehlungen bekannter Autoritäten, ſonſt erklären ſie, nichts für mich tun zu können. Unſer Kapellmeiſter — Sie wiſſen, wie hoch man ihn bei uns ſchätzt — die einzige Autorität, die ich anführen konnte, ſchien ihnen unbekannt; da fiel mir zum Glück Ihr Name ein . . .“

Ich erbot mich ſogleich, ſie bei ihrem nächſten Beſuch in die Theateragentur zu begleiten, was ſie dankend, aber mit ſcheinbarem Gleichmut annahm, doch ein Aufleuchten ihrer Augen verriet mir, wie ſehr mein Anerbieten ihr Herz erleichterte.

Als wir einige Tage ſpäter vereint dahinpilgerten, wurden wir ſehr zuvorkommend empfangen, doch merkte ich im Laufe des Geſprächs, daß die Chancen für meinen Schützling nicht günſtig ſtanden. Bei der Geſangprobe, zu der ich akkompagnierte, zeigte ſie nicht die geringſte Befangenheit. Ihre Stimme, die in der Zeit, ſeit ich ſie zum letztenmal gehört, an Umfang zugenommen, kam zur vollen Entfaltung — und dennoch, es war, als fehle etwas an ihrem Geſang, etwas, was für die Bühne ausſchlaggebend war, ich weiß nicht recht, wie ich es nennen ſoll — das Unperſönliche, in den Rollen Aufgehende, ſich ſelbſt in der Verkörperung der darzuſtellenden Perſon Vergeſſende — Giſela Verany war eine zu ſtark ausgeprägte Individualität: ſie ſang, brachte jeden Ton zu ſeiner vollwertigen Geltung, aber ſie vergaß ſich nie, ſie blieb immer ſie ſelbſt.

Die Herren Agenten kargten nicht mit ihrem Beifall und verſprachen, ihr möglichſtes zu tun; allein man müſſe Geduld haben, die Saiſon ſei ſchon ſo weit vorgeſchritten, nur der Zufall, irgend eine Erkrankung oder dergleichen könne noch irgendwelche Vakanz bringen, und was dergleichen ausweichende Redensarten mehr waren, deren Wert ich genau zu taxieren wußte. Wir ſchieden — Giſela mit den weitgehendſten Hoffnungen, ich voll banger Sorge um die Zukunft der jungen Freundin.

Es kam mir indiskret vor, zu fragen: „Wie hoch beläuft ſich Ihr mütterliches Erbteil? werden Sie auch abwarten können?“ Der Rat, haushälteriſch umzugehen mit dem ihrigen, brannte mir auf den Lippen, doch fühlte ich, daß ich kein Recht hätte, ihn auszuſprechen.

So verſtrich eine geraume Zeit. Wir ſahen uns ab und zu in der Oper, woſelbſt ſie als Sängerin freien Eintritt hatte. Anfangs fragte ich jedesmal nach dem Stand der Dinge, nach ihren Ausſichten, doch ſchien es ihr peinlich zu ſein, immer wieder dieſelbe Antwort geben zu müſſen: daß ſich noch nichts gefunden habe — ſo unterließ ich es. Aus einigen ihrer Aeußerungen ſchloß ich, daß ſie ganz zurückgezogen lebe. Ihre Familie hatte zwar hier einen ausgedehnten Verwandten- und Bekanntenkreis, doch war der Empfang, den die heimatloſe Abenteurerin — denn das war ſie in den Augen der wohlſituierten Leute — bei ihrem Beſuch erfuhr, ſehr froſtig ausgefallen, und ihr Stolz verbot ihr eine Wiederholung.

Endlich, etwa nach einem Monat, erhielt ich ein Billet von ihr, worin ſie mir mitteilte, daß ſie ein Engagement an einer Provinzialbühne erhalten habe und in den nächſten Tagen dorthin zu reiſen gedenke. Ich beeilte mich ſie aufzuſuchen und traf ſie in ziemlicher Erregung. Das Engagement war in pekuniärer Beziehung ſo miſerabel, wie man es eben nur einer Anfängerin, die um jeden Preis ſuchen muß, in die Karriere zu kommen, zu bieten wagt. Trotzdem war ſie glücklich, daß doch endlich ein Anfang gemacht ſei.

Auf eine leise Andeutung meinerseits, daß sie von der Lumpengage unmöglich existieren könne, meinte sie leicht errötend: „Ich habe ja immer noch einiges im Rückhalt, wenngleich eine gehörige Summe für die Kostüme aufgehen wird. Die Direktion hat die Bedingung gestellt, daß ich selbst dafür aufkommen muß".

„Also auch das noch!" meinte ich grimmig. „Und vermutlich", fügte ich ebenso hinzu, „spekuliert man noch auf die „Vielseitigkeit Ihres Talents".—

Sie errötete abermals, diesmal stärker als vorher. „Es ist mir allerdings mitgeteilt worden, daß ich, da man, dem Geschmack des Publikums Rechnung tragend, nur selten Opern gebe, auch in der Operette und im Singspiel soll beschäftigt werden".

„Aber das ist ja unmöglich!" platzte ich heraus. „Das „leichte Genre" liegt Ihnen ja gar nicht. Folgen Sie meinem Rat: schreiben Sie dem guten Mann einen groben Brief und üben Sie sich noch etwas in Geduld".

Sie sah an mir vorbei in die Luft. „Es ist immerhin ein Verdienst, wenn auch ein kleiner", sagte sie halblaut, „und das Leben hier ist sehr teuer".

Es war die erste Andeutung, die sie mir gegenüber über die Unzulänglichkeit ihrer pekuniären Verhältnisse fallen ließ.

„Sie sind also fest entschlossen, diese Stelle als „Mädchen für alles" anzunehmen?" schloß ich mit einer Art Galgenhumor, „wobei noch, wie bei Anerbieten dieser Art üblich, „weniger auf hohe Gage als auf gute Behandlung" gesehen wird".

Sie lächelte unmerklich, aber auch beim Lächeln vertiefte sich der bittere Zug um ihre Mundwinkel, den die letzten Jahre dort eingegraben.

„Man muß den Mut seiner Überzeugung haben" -- und den Gemeinplatz ihren Verhältnissen anpassend, fügte sie hinzu, „das heißt: ich habe keine Wahl und *muß* annehmen, was sich mir bietet. Mein Stolz bäumt sich auf gegen die stumme Verwunderung, die aus den Blicken der Verwandten spricht, wenn wir uns zufällig irgendwo treffen: „Also du bist noch immer stellenlos?! Siehst du nun ein, wie töricht es ist, aus seiner Haut herauszuwollen — ". Kurz, es war nichts zu machen, und schweren Herzens mußte ich sie in die Ferne ziehen lassen.

Nach einiger Zeit traf ich den Agenten, der das Engagement vermittelt hatte, in der Oper. Er schien mir geflissentlich aus dem Wege zu gehen, trotzdem gelang es mir, ihn im Menschengewühl zu stellen. Der Frage, die mir auf den Lippen schwebte, zuvorkommend, erkundigte er sich mit niedergehaltener Stimme, ob Fräulein Selagy (dies war Giselas Künstlername) bei mir gewesen sei, um über den unglücklichen Ausgang ihres ersten Versuchs zu berichten.

Ich traute meinen Ohren nicht.

„Wie, so ist das Fräulein wieder in Wien?" fragte ich entgegen, „sie hatte doch einen Kontrakt nach B. in der Tasche bei der Abreise".

Er lachte leise in sich hinein. „Sie wissen doch sehr gut, daß solch ein Kontrakt nicht rechtskräftig ist vor abgelegter Probevorstellung. Weist das Publikum die neuengagierte Bühnenkraft zurück, so ist der Direktor zu nichts verpflichtet und kann ohne weiteres die Verhandlungen abbrechen und den Kontrakt annullieren. In diesem speziellen Fall ist übrigens eine kleine Ungehörigkeit vorgekommen, man hat dem Fräulein nicht einmal eine Probevorstellung gestattet. Doch was können *wir* dabei tun? Diese Herren Direktoren an den kleinen Provinzialbühnen *sind* Selbstherrscher und lassen sich nichts

vorſchreiben. Glauben Sie mir, Herr Doktor, unſereiner kommt immer am ſchlimmſten dabei weg; von beiden Seiten hagelt es Nackenſtöße. Der Direktor ſchreibt mir einen groben Brief, wie ich ihm eine Perſon zuſchicken könne, die für das Repertoire ſeiner Bühne abſolut unbrauchbar ſei — Fräulein Selagy macht mir Vorwürfe, daß ich ſie nicht auf das Unſichere des Engagements aufmerkſam gemacht und ihr dadurch bedeutende Ausgaben verurſacht habe. Ich habe natürlich verſprochen, mein möglichſtes zu tun, ſie bald in Stellung zu bringen. Ich würde dies ſchon", fügte er mit einem fatalen Lächeln hinzu, „um Ihretwegen gethan haben, Herr Doktor, da ich Ihr Intereſſe für die junge Dame kenne" . . .

Ich vermied es, meine junge Freundin aufzuſuchen. Mußte ich doch fürchten, daß ein Zuſammentreffen mit mir, nach dem mißlungenen Experiment, vor dem ich ſie vergeblich gewarnt, äußerſt peinlich ſei. Ein Brief von ihr, der in dringender Weiſe um eine Unterredung bat, veranlaßte mich, ſie trotz dieſer Bedenken aufzuſuchen.

Sie wohnte wieder in dem kleinen Garni. Ein etwas unſicherer Blick, in dem ſich eine leichte Verlegenheit malte, begegnete dem meinen, als ſie mir begrüßend die Hand entgegenſtreckte. Haſtig, ohne mir Zeit zum Sprechen zu laſſen, begann ſie: „Ich fühle mich tief beſchämt, Herr v. Arlet, und habe nur die gerechte Strafe erlitten dafür, daß ich den wohlgemeinten Rat des erfahrenen Freundes in den Wind ſchlug. Ich war aber ſo tatendurſtig" — ſie lächelte ſchwach — „und die Schwierigkeiten, auf die Sie mich aufmerkſam machten, das Einarbeiten in ein anderes Rollenfach, glaubte ich ſpielend zu überwinden. Sie erſchienen mir ſo unbedeutend im Vergleich zu denen, die ſich mir entgegengeſtellt, als ich damals den Entſchluß faßte, dieſe Karriere einzuſchlagen, und die ich doch alle, wenngleich mit ſchweren Kämpfen, bezwungen. Ich bedachte nicht, daß an einer kleinen Bühne das, was ich für nebenſächlich hielt, gerade die Hauptleiſtung ſein würde, die man von mir fordere."

„Sie haben alſo den Geſchmack am ‚Mädchen für alles' verloren?" wandte ich lächelnd ein, um der Sache eine ſcherzhafte Seite abzugewinnen.

„Ich habe eingeſehen, daß ich mich mit aller Energie auf das Studium von Operetten werfen muß, um zu einem Anfang zu kommen," meinte ſie, gedankenvoll vor ſich niederſehend.

„Um Gotteswillen, tun Sie das nicht, Fräulein Giſela!" fiel ich erſchrocken ein. „Sie würden auf dieſem Gebiet wenig Lorbeeren ernten, und ſobald Sie einmal, wo und worin immer, Fiasko gemacht, iſt es mit Ihrem Renommee aus für alle Zeiten. Warten Sie, bis ſich Ihnen eine, wenn auch noch ſo unbedeutende Stellung an einer großen Oper bietet."

„Warten?!" ſie lachte nervös auf, „und wie lange ſo aufs ungewiſſe?" — und dann heftig: „nein, nein! ich fühle, daß ich etwas anfangen muß, ſonſt gehe ich zu Grunde!"

Ich zuckte die Achſeln. „Vielleicht bietet ſich Ihnen Gelegenheit, in Konzerten aufzutreten. Der Konzertgeſang liegt Ihnen überhaupt viel beſſer, und auf dieſem Gebiet könnte Ihnen meine Empfehlung möglicherweiſe etwas helfen."

„Und wozu habe ich mir dann alle die teuren Koſtüme angeſchafft, die ich mich verpflichtet habe, nach und nach abzuzahlen?"

„Sie werden ſich entſchließen müſſen, noch eine Konzerttoilette anzuſchaffen, und dieſen ‚verlorenen Poſten' aufzugeben."

Der erſchreckte Ausdruck ihres Geſichts zeigte mir, daß ſie einen andern

Rat von mir erwartet hatte. Wir plauderten noch einiges über gleichgültige Dinge, dann verabschiedete ich mich. Sie dankte mir leise für alle Bemühungen, die sie mir verursachte, und in ihren Augen lag die Bitte, sie nicht im Stich zu lassen.

In der festen Überzeugung, nur auf diese Weise für das künstlerische Fortkommen der Dame sorgen zu können, setzte ich mich mit einigen Konzertagenturen in Verbindung. Die Sache war doch nicht so einfach, wie ich gedacht. Die Saison war weit vorgeschritten, das ganze Programm für dieselbe lag fertig da. Ein selbständiges Konzert mit all den damit verbundenen Kosten wagte ich nicht vorzuschlagen, und die Sängerin irgendwo einzuschieben, wollte mir nicht gelingen. Endlich, nach wochenlangem vergeblichen Suchen, hatte ich die Freude, meine Bestrebungen von Erfolg gekrönt zu sehen. In einem der großen Symphoniekonzerte, die monatlich zweimal unsere Elitegesellschaft versammeln, sollte die junge Sängerin mit einigen Liedern eingeschoben werden.

Ich teilte meiner jungen Freundin, die ich seit der angeführten Unterhaltung nicht mehr gesehen, schriftlich das günstige Resultat mit und bat sie, eine Stunde zu bestimmen, zu welcher ich sie aufsuchen könne, um über die Auswahl der Lieder mit ihr zu reden.

Als ich am Abend aus dem Theater nach Haus zurückkehrte, fand ich zu meiner Verwunderung das Billet uneröffnet auf meinem Schreibtisch vor. Der Dienstmann, der es zurückgebracht, hatte meiner Bedienung hinterlassen: das Fräulein sei ausgezogen und ihre Adresse nicht zu erfragen.

Einige Tage später sollte mir die Aufklärung werden. Ich erhielt einen Brief mit dem Poststempel K.. Die Adresse zeigte Giselas Handschrift. Der Inhalt war in Kürze folgender: Es hatte sich wider Erwarten noch ein Engagement im Osten des Reichs gefunden, das sie, da sie nicht in der Lage sei, sich auf langes Abwarten einzulassen, angenommen habe. Da sie fürchtete, ich möge ihr den Schritt widerraten, der für sie gleichwohl eine Notwendigkeit sei, so habe sie sich gezwungen gesehen, das Versprechen, mich, bevor sie einen entscheidenden Schritt tue, um Rat zu fragen, zu brechen und bitte um unserer alten Freundschaft willen, ihr zu verzeihen. Sobald sie über ihre ersten Erfolge berichten könne, werde sie von sich hören lassen...

Der Erzähler schwieg und streifte langsam die Asche von seiner Zigarre.

Ich hob erwartungsvoll den Kopf. „Nun? und jener versprochene Brief?"

„Ist nie eingetroffen. Der erwartete Erfolg blieb eben aus, und der gekränkte Stolz verbot ihr eine Fortsetzung der Korrespondenz."

„So ist das alles, was du von ihrem Schicksal weißt?" — Ich muß gestehen, ich war enttäuscht. — Er zuckte die Achseln. „Streng genommen, ja... Ich wandte mich, nachdem ich längere Zeit umsonst auf einen Brief gewartet, an den Agenten, welcher die erste Stellung vermittelt hatte. Der Mann hatte offenbar kein gutes Gewissen. ‚Was will man machen?' redete er sich heraus. ‚Das Fräulein bestürmte mich täglich um Engagement. Da ich nichts anderers hatte, so teilte ich ihr die Vakanz in K. mit.

Ich verfehlte nicht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß dort schwierige Verhältnisse seien. Das Personal wechsle fortwährend, Klagen über die Willkür des Direktors seien im Umlauf, es halte schwer für ihn, das nötige Bühnenmaterial zu beschaffen. Das Fräulein bestand trotzdem auf ihrer Absicht, das Engagement anzunehmen. — Hätte ich geahnt, daß Ihnen, Herr Doktor, so-

viel daran liege, die junge Dame hier in Wien zu halten ...'" wieder das fatale familiäre Lächeln ...

Ich ſchnitt dem Mann die Rede kurz ab. „Und haben Sie irgendwelche Nachrichten über ihre dortige Aufnahme?" — Der Agent kramte in einem Stoß von Schreibereien und zog endlich ein Blatt heraus, welches er mir überreichte.

Unter nicht eben ſchmeichelhaften Ausdrücken für den „gewiegten Geſchäftsmann und Kenner" verlangte der Direktor des K.ſchen Theaters ſchleunigſten Erſatz, da die rekommandierte Sängerin für die dortigen Theaterverhältniſſe nicht paſſe. „Wir brauchen eine ſchöne Erſcheinung und ſchneidiges Auftreten, Stimme kommt erſt in zweiter Linie. Mit altjüngferlicher Prüderie macht man bei unſerem Publikum kein Glück. Feſche Damen wollen die Herren Offiziere auf der Bühne ſehen, die einen kleinen Scherz nicht übel deuten, und nicht ſolch ein ‚Bild ohne Gnade'." —

Ich gab ihm den Brief zurück. „Und was iſt aus dem Fräulein geworden?"

„Sie iſt mir gänzlich aus den Augen entſchwunden. Aber man kann Erkundigungen einziehen; wir haben ja auch zu den ausländiſchen Agenturen Beziehungen. Vielleicht will ſie ihr Glück in Norddeutſchland verſuchen. Möglicherweiſe gelingt es ihr, dort leichter anzukommen, ſie haben da einen andern Geſchmack als bei uns in Öſterreich."

Der Erzähler machte abermals eine kleine Pauſe, dann fuhr er fort: „Die tröſtlichen Vorausſetzungen des Mannes haben ſich nicht bewahrheitet, ich habe den Namen der Sängerin in keiner ausländiſchen Theaterkritik erwähnt gefunden, ſie ſelbſt blieb für mich verſchollen. Daß ſie es auch für die ihren iſt, habe ich indirekt erfahren; es iſt ein heikles Thema, das man den Verwandten gegenüber ungern berührt." —

„Du fühlſt dich in deinen Erwartungen getäuſcht," nahm er das Geſpräch wieder auf, nachdem wir einige Minuten ſchweigend geraucht. „Ich habe es dir vorher geſagt: es iſt kein Stoff zu einem Roman, höchſtens ein Beitrag zur Statiſtik der ‚verfehlten Exiſtenzen', ein Beweis für meine Abſchreckungstheorie gegen die moderne Sucht, Talente aufzuſpüren, eine ernſte Mahnung für das in dieſer Hinſicht unverantwortlich gedankenlos handelnde Publikum, das ein kleines Talent zu einem Genie aufbauſcht und es dann achſelzuckend fallen läßt, wenn ſich die darauf geſetzten weitgehenden Erwartungen nicht erfüllen. Ihnen ſchleudere ich den ſchweren Vorwurf entgegen:

Ihr ſtoßt ins Leben ſie hinein,
Ihr laſſet heimatlos ſie werden,
Dann überlaßt ihr ſie der Pein —"

„Ich kann trotz alledem die abſolute Notwendigkeit eines tragiſchen Ausgangs nicht einſehen," beharrte ich. „Durch eine Reihe derartiger Mißerfolge muß ſchließlich jeder Wahn der Selbſttäuſchung ſchwinden. Die von ihrem Piedeſtal geſtürzte Künſtlerin wird mit ein paar mehr oder weniger tiefen Wunden verletzter Eitelkeit davonkommen, und nachdem ihr durch ſolche, ich gebe zu, recht ſchmerzliche Erfahrungen die Augen geöffnet ſind über ihr künſtleriſches Unvermögen, in der beſcheidenen Stellung einer Muſiklehrerin oder Geſellſchafterin allmählich das verlorene ſeeliſche Gleichgewicht und die innere Befriedigung wiederfinden."

„Das klingt ſehr einfach und vernünftig," verſetzte der Freund, allein der ihnen durch jahrelange Schmeicheleien gewiſſenloſer Freunde eingeimpfte

Glaube an ihre „höhere Bestimmung" hat diese Unglücklichen zu einem Grad von Selbstverblendung gebracht, daß sie den Grund ihres Mißgeschicks nie in sich selbst, sondern stets nur in dem unglücklichen Zusammentreffen äußerer Umstände finden. —

Dieses rechtzeitige ‚Sich auf sich selbst besinnen' ist die Klippe, an der Unzählige gescheitert sind, die mit tausend Masten hoffnungsfreudig hinausschifften auf das große Lebensmeer, und die Wenigen sind zu zählen, die mit ‚gerettetem Kahn' wieder heimkehrten in den stillen Hafen, aus dem sie ausgelaufen. Denn sie versäumen die Stunde der Umkehr... auch dieses letzte elende Brett zerschellt unter ihren Füßen und sie sehen sich rettungslos dem Untergange preisgegeben — —."

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1. Dienstag jeden Monats in Heften von 5—6 Bogen.

Bezugspreis: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. 50 Kop., monatlich 50 Kop. Mit Zustellung durch die Post jährlich 5 Rbl. 50 Kop., halbjährlich 2 Rbl. 75 Kop., monatlich 60 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark, Einzelhefte 1 Mark 20 Pf.

Preise für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (43 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (22 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (13 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (6 Mark 50 Pf.). Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. (65 Mark). Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Bestellungen auf Abonnements nehmen entgegen alle größeren Buchhandlungen oder der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstraße 20, Postfach 317; in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erwünscht.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20 (Ревель. Эстляндск. губ. Татарская 20).

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Beim Wintersport in Schnee und Eis erhält man sich eine weiche, glänzende Haut und verhindert ihr Aufspringen durch steten Gebrauch von „Lecina-Seife". Vermöge ihres Gehaltes an „Lecithin" hat sie eine außerordentlich anregende und wohltuende Wirkung. Das „Lecithin" der Seife dringt direkt in die Poren der Haut ein und wirkt dadurch beruhigend auf die vom Sport erregten Nerven. Weiter werden bei regelmäßigem Gebrauch die erschlafften, ermüdeten Hautgefäße zu neuer intensiver Tätigkeit angespornt, was bewirkt, daß die Blutzirkulation sich steigert und alle Unreinheiten des Teints und der Haut ausgeschaltet werden. — Beim Kauf achte man genau auf den gesetzlich geschützten Namen „Lecina". Alleiniger Fabrikant Ferd. Mülhens, Glockengasse Nr. 4711, Köln, Riga. Stück nur 40 Kop. Zu haben im eigenen Verkaufslokal, Scheunenstraße 15, gegenüber der Kaufstraße, sowie in allen Apotheken, Parfümerie- und Drogenhandlungen.

Mineralwasser-Anstalt

Rich. Scheibe, Reval, Gr. Dörptsche Strasse Nr. 14. Telephon Nr. 70.

Künstliche medizinische Heilwässer.
„ Tischwässer.
Brausende Limonaden etc.

Evang. Hospiz, Reval, Estland,
Falkensteg 4,
ruhige freundliche Lage mit Garten, empfiehlt Passanten seine sauberen Zimmer von 75 Kop. bis 1 Rbl. tägl. Beköstigung 1 Rbl. 10 Kop. täglich.

Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Klinkhardt und Biermann in Leipzig über die Werke von Valerian Tornius bei.



CHRISTLICHES HOSPIZ

der Rigaer Stadt-Diakonie

= ABSTEIGEQUARTIER I. RANGES =

Komfortabler NEUBAU in ruhiger vornehmer Lage an der Nikolaistraße

ERÖFFNUNG DES NEUBAUES HERBST 1914

C. F. REHM, RIGA

Alexanderstrasse 31

Telephon № 519, 1173 □ □ Telegr.-Adr.: Rehm — Riga



Permanente Ausstellung
kompletter sanitärer Anlagen

Permanente Ausstellung
von Senking-Spar-Herden

Engros Verkauf

von Röhren, Krähnen, Ventilen, Kesseln, Pumpen, Wannen, Klosetts, Waschtischen, Badeöfen

:: Man verlange Preislisten, Offerten ::

Engl. Magazin J. Redlich, Riga.



Englische Fussbälle
sowie
sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.
Tennis-Schläger
erstklassiger Firmen.
Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

Malergeschäft
Ed. Kriwelkot
Reval, Neugasse Nr. 12 (Haus Stempel). Teleph. Nr. 1338.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau
J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

Bei Anfragen und Bestellungen beziehen Sie sich bitte auf die „Deutsche Monatsschrift für Rußland".

Vergoldungs- und Bildereinrahmungs-Atelier
RIGA, Wallstraße № 12. **Gustav Fedrowitz,** Telephon 4369. Malerstraße № 12.
Gemälderahmen in allen Stilarten, für Bildereinrahmungen stets Neuheiten.
Neuvergoldungen an Rahmen, Möbeln u. inneren Architekturen u. s. w.



F. Stadler, Riga,
Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

Frugola-Malz

ist das erste und einzige Malzerzeugnis aus hochkonzentriertem pasteurisierten Malzextrakt mit natürlichen Blutsalzen aus Früchten und Pflanzen. Ist das Malz an sich eine energetische Kraftquelle, ein Energie-Reservoir erster Ordnung, so wird durch „Frugola", das Pflanzen-Nährsalz, die Wunderwirkung des Malzes geradezu verdoppelt.

Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszenz des Blutes, die Blutbildung und die Nerven-Ernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft — das alles ist die Wirkung von Frugola und Malz, wie sie im Frugola-Malz verbunden sind.

Eine Kur mit Frugola-Malz ist eine stoff- und kraftbildende

Auffrischungs- und Verjüngerungs-Kur.

Frugola-Malz schafft keine Korpulenz, sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normalerweise und individuell zu erreichen ist. — Es ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glycerin und dergleichen. Frugola-Malz ist viel nahrhafter und kräftigender als bestes Fleisch.

Frugola-Malz schafft Fleisch und Blut!

Es ist der berufene Wundertrank für Kinder, junge Mädchen, Mütter, für Kranke und für alternde Personen.

Frugola-Malz verlängert das Leben!

Dose 60 Kop., Doppeldose Rbl. 1.10, 5-Pfd.-Dose Rbl. 3.40, 10-Pfd.-Dose Rbl. 6.50. Man verlange gratis Literatur.

Depot für Rußland: H. Göötz, Riga, Alexanderstr. 13 (147). Postf. 847.

Pyrofugén- und Terrastindustrie

R. P. Heinrich.

Unser Kontor ist **nicht mehr** Manegenstr. 4, **sondern**

Reval, Schuhstrasse 3, Qu. 2.

Herr Karl Janson ist **nicht mehr** unser Vertreter.

Wir empfehlen uns zur Ausführung unserer:

Pyrofugén-Asbestfussböden
für alle Arten Räume, unverwüstlich, feuersicher

Kunstmarmor-Wandverkleidungen
in feinster Arbeit

Italienischen Terrazzofussböden
u. Wandverkleidungen, Tischen, Treppenstufen etc.

Isolierung feuchter Wände u. Keller
mit unserem „Erpeholit".

Nähmasohinen der

Kompagnie Singer

werden nur in den eigenen Magazinen der Kompagnie verkauft.

Wöchentliche Abzahlung von **1 Rbl.**



Hand-Maschinen von **25 Rbl.**

Man hüte sich vor Nachahmungen.

Magazine in allen Städten des Reichs.

Magazinschild.
Langestrasse, Haus Stude.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

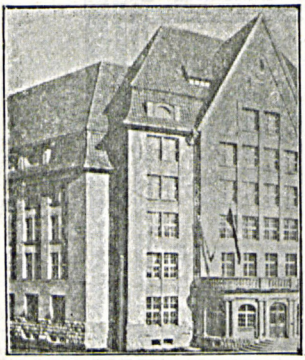
Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur $^3/_4$ bis $^7/_8$ Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.



J. J. Lorentzen & Ko.

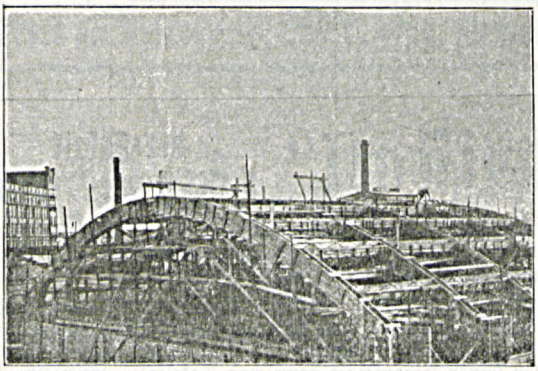
Ingenieurbüro, Eisenbetonbau u. Tiefbau Unternehmung.

Riga,
I. Weidendamm Nr. 8.
Telefon 50-95.

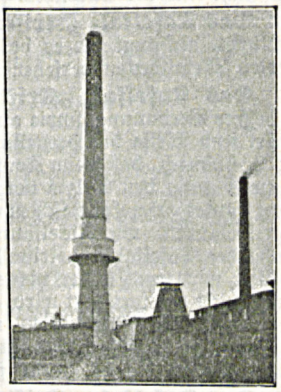
St. Petersburg,
Wass. Ostrow, 11. Lin. 12—32.
Telefon 252-12.

Beton- und Eisenbeton-Bauten

für Hoch- und Tiefbauten.



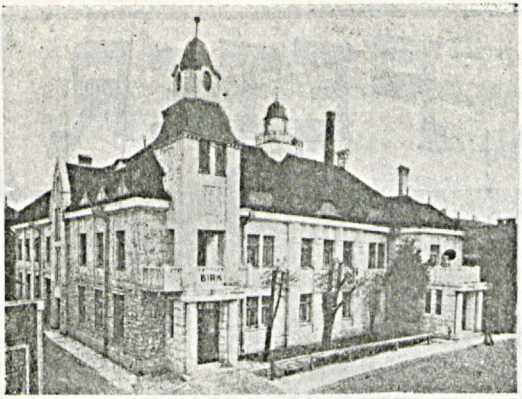
Komplette Gebäudeanlagen, Fabrikbauten, Lagerhäuser, Silos, Brücken, Ufermauern, Wasserbehälter, Wassertürme, Kläranlagen, Stollen, Turbinenanlagen, Schächte, Wehre, Gerinne, Kanäle, Umzäunungen, Bodenuntersuchungen u. Ausführung schwieriger Fundierungen.



Modernster maschineller Baubetrieb.
Kürzeste Bauzeit.

Entwürfe

mit Kostenanschlägen für alle Bauarbeiten.



Neues Geschäftshaus, Makerstraße 23.

Birk's

Dampffärberei und chemische Reinigerei

Fabrik gegr. 1820. **Reval,** Makerstr. 23. Tel. 114.

Moderner Betrieb.

Gr. Prix u. 7 gold. Med. 1904—09.

Ca. **20 Filialen in Estland** und **St. Petersburg.**

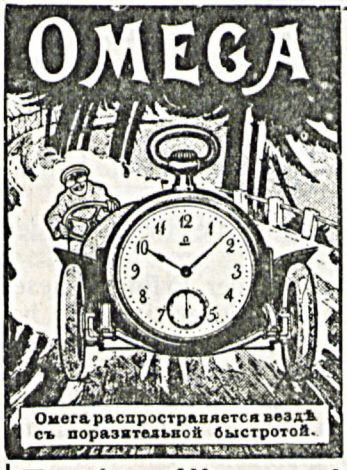
Abteilung für

Stückfärberei (Hausgewebe), Walken, Scheren, Appretur, Pressen, 2c.

Dekatur — Aufdämpfen von Plüsch.

Wäscherei von Gardinen — kein Nadelspannen, daher kein Zerreißen —, farbigen Sommertoiletten.

Chemische Reinigerei von Garderoben jeder Art, bis hinauf zu den kostbarsten Damentoiletten etc.



Emil Lohan,

REVAL, Ecke der Schuhstr. und des Rathausplatzes.

Spezialhaus für Uhren

gegründet 1891.

Bezugsquelle sämtl. hervorragender Marken.

Niederlage der Fabrikate von A. Lange & Söhne, Glashütte i. Sachsen, J. Rauschenbach, Schaffhausen, Schild Freres & Comp., Grenchen (Schweiz). **Spezialmarke E. LOHAN.**

Aparte Damen-Uhren in Schwarz, Silber und Gold, sowie **goldene Herren-Uhren** aller Arten u. Schweren. Repetieruhren, Kavalier-Uhren, Chronographen.

Taschen-Uhren mit Wecker
praktisch verwendbar, laut und lange weckend.

Hausuhren, Wanduhren, Tischuhren, Regulatore, Wächter-Kontrolluhren, Weckeruhren.

Uhrketten in Gold, Silber, oxydiert, Stahl oxydiert.

Alleinverkauf der Präzisions-Anker-Uhren „OMEGA" von Louis Brandts & Frère, Biel (Schweiz).

Grösste Auswahl! Reelle Bedienung! Mässige Preise!

Für sämtl. Uhren volle Verantwortung für richtigen Gang u. Dauerhaftigkeit des Werkes.

Preis-Verzeichnis von „OMEGA"-Uhren gratis und franko.

GALA PETER



Zur gefl. Beachtung!

Die **Milchchocolade D. Peter** ist als die **Erste** in den Handel gekommen.

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß der **Erfinder** dieses vorzüglichen Nahrungsmittels **D. Peter** in Vevey ist. Er hat diese Chocolade während einer Reihe von Jahren allein fabriziert und sich in deren, eine besondere Sorgfalt erheischenden Fabrikation Erfahrung und einen Namen erworben, **wie kein Zweiter.**

D. Peter hat seine Erfindung geschaffen, um damit **Kranken** sowohl wie auch **Gesunden** ein in **hygienischer** Hinsicht **erstklassiges Nahrungsmittel** bieten zu können.

„Gala Peter" enthält wenig Zucker und reizt nicht den Durst.

Peter & Kohler,
Chocolats Suisses S. A.
VEVEY.

Vertreter für die Ostseeprovinzen:

J. A. MENTZENDORFF & Ko., RIGA, Kaufstraße № 5/7.

Neue physikalische Behandlungsmethode

von Lungenkrankheiten, Blutarmut, Asthma, Keuchhusten, Herzschwäche, Schlaflosigkeit vermittelst der

Lungen-Saug-Maske

nach Stabsarzt Dr. Kuhn.

Anwendung täglich ca. 2 Stunden.

Verlangen Sie bitte Gebrauchsanweisung.

Jeder Maske wird eine Gebrauchsanweisung beigelegt.



Erfolge: Bei Erkrankungen der Atmungsorgane, spez. Lungentuberkulose, Blutarmut und Bleichsucht, Asthma (bronchiale), Schlaflosigkeit, Schwächezuständen des Herzens und Herzfehlern ꝛc.

Arthur Wittberg, Riga,

Telephon 64—67. Spezial-Geschäft **Gr. Jungfernstr. 5.**

Chirurg. Instrumente und Artikel zur Krankenpflege.

Spezialartikel in Bruchbandagen, Leibbinden und Gummistrümpfen für Krampfadern.

„Baltische Sport-Zeitung"

Offizielles Organ des Kaiserlichen Balt. Automobil- und Aero-Klubs und des Balt. Automobil-Klubs und des Rigaer Reit-Klubs

∴ JÄHRLICH 24 HEFTE ∴

Behandelt reich illustr.: Automobil- und Wassersport, Pferdesport, Lawn-Tennis, Athletik, Wintersport etc.

Preis pro Jahr R. 6.—. ½ Jahr R. 3.—

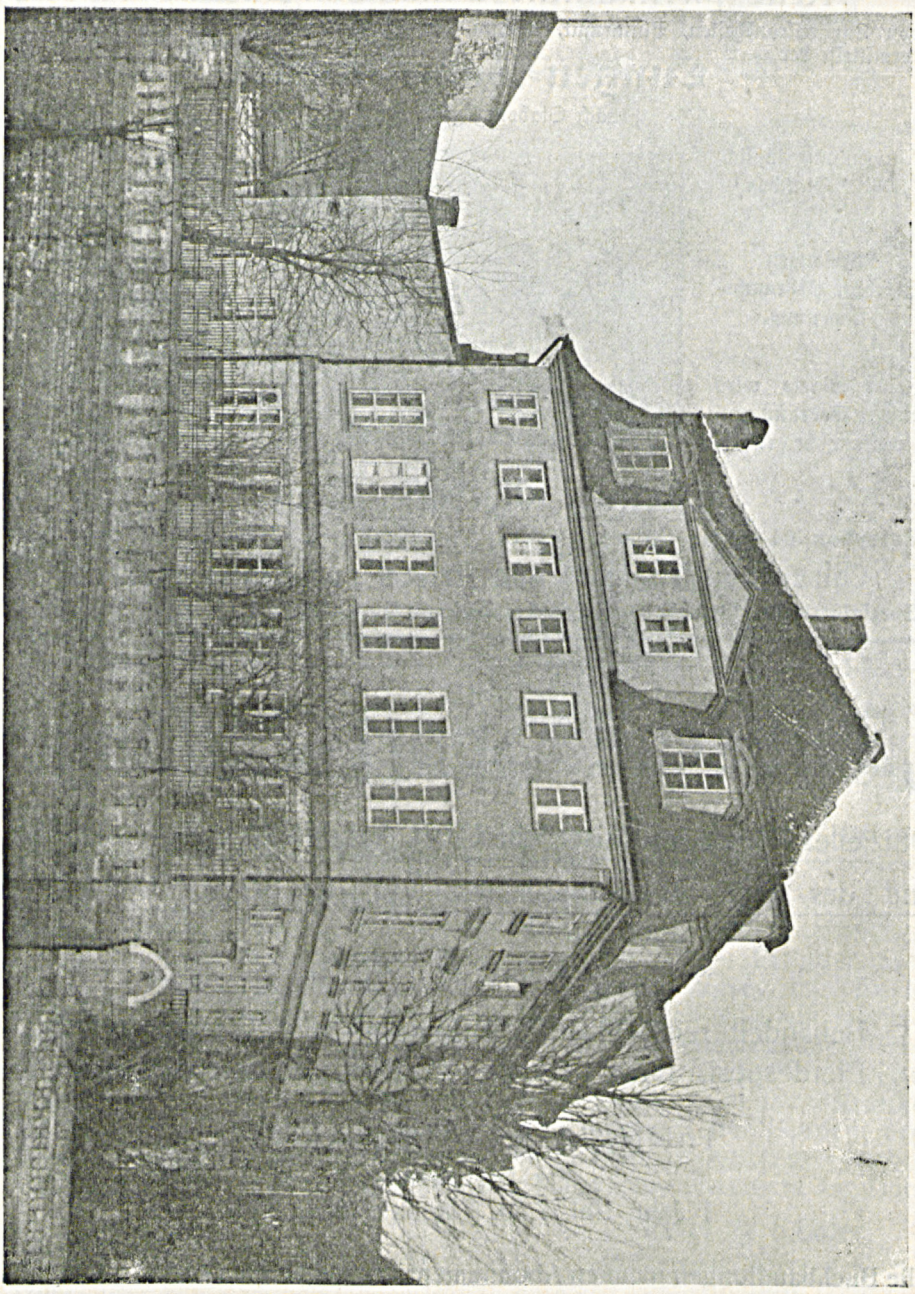
Per Kreuzband:

1 Jahr Rbl. 7.50. ½ Jahr Rbl. 3.75

Alle Buchhandlungen nehmen Abonnements entgegen oder direkt durch die

Geschäftsstelle der „Baltischen Sport-Zeitung"

Riga, Wallstr. 12. Telephon 68-26



Erstes Rigaer Deutsches Kaufmanns-Lehrlingsheim, im Hause des Kaufmännischen Vereins.

Erstes
Deutsches Kaufmanns-Lehrlingsheim
in Riga.

Gegründet vom Deutschen Verein unter namhafter Unterstützung seitens mehrerer Kaufmännischer Vereine und einzelner Kaufleute, eröffnet am 1. September 1912 unter Leitung der Hauseltern, Pastor Stahf und Frau.

Das Heim hat den Zweck, Söhnen achtbarer Familien aus den baltischen Provinzen und aus dem Innern des Reiches, deren Muttersprache die deutsche ist, die mindestens 4 Klassen einer Mittelschule, oder einer Bürgerschule resp. Handelsschule absolviert haben müssen und die sich dem Kaufmannstande widmen wollen, Unterkunft Beköstigung, Anschluß an ein christliches deutsches Familienleben und Unterricht im Heim und in den Fortbildungskursen des Kaufmännischen Vereins zu gewähren und ihnen gute Lehrstellen in allen Handelsbranchen zu vermitteln.

Nähere Auskunft erteilt schriftlich oder mündlich der Hausvater — Anglikanische Straße 5. Die vorläufigen Regeln des Ersten Rigaer deutschen Kaufmanns-Lehrlingsheims sind gleichfalls von ihm zu beziehen.

Maschinenbau-Anstalt
W. Krantz

Reval, Gr. Jurjewsche Str. Nr. 61a. Telephon Nr. 870.

Anfertigung von Steinhobelmaschinen, Verschlußmaschinen für Konserven, Transmissionen. **Reparaturen** von Brennerei- und landwirtschaftlichen Maschinen, Motoren, Dampfmaschinen, Sägegattern. **Ausführungen** verschiedener Schlosser- und Dreherarbeiten und Montagen **zu den billigsten Preisen.**

J. A. Mentzendorff & Ko.

gegründet 1800

Kaufstrasse № 5/7 **Riga** **Telefon № 189**

Wein-Handlung

Grosses wohlassortiertes Lager

Roter und weisser Bordeaux-Weine

Rhein- und Moselweine bis zu den höchsten Schlossabzügen

Spanischer u. Portugiesischer Weine

Alter Tokayer Weine etc. etc.

Französische Champagner der renommiertesten Marken

Französische, Holländische und Italienische **Liqueure**

Russische Weine und Champagner

□ □ □

Havana-Zigarren

direkter Import

Deutsche und Holländ. Zigarren

in Packungen à 50, 25 und 10 Stück

Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**

Langensiepen & Ko.

Aktien-Gesellschaft

Gr. Königstraße 32. **Riga.** Gr. Königstraße 32.

Armaturen-, Spritzen u. Pumpen-Fabrik.

Maschinenlager u. Technisches Bureau.

Telegr.-Adr.: „Elko". ☐ Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

Spezialabteilung für Zentralheizung, Wasserleitung u. Kanalisation.

Armaturen aller Art für Dampf und Wasser.
Pumpen für die versch. Zwecke mit Hand-, Riemen- u. Dampfbetrieb.

Haus-, Hof- u. Straßen-Pumpen,
Kalifornia-Pumpen,
Garda-Pumpen,
Assainisations-Pumpen,
Allweiler-Pumpen,
Würgel-Pumpen.

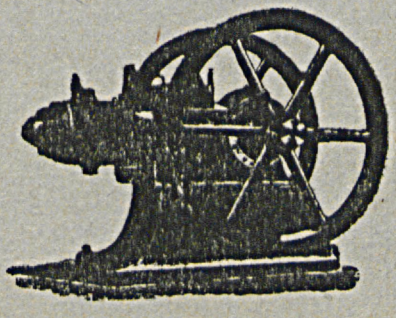
Tiefbrunnen-Anlagen.
Dampf-Pumpen, Original-Worthington-Pumpen.
Feuerspritzen für Hand- und Dampfbetrieb.
Benzin-Motor-Spritzen.
Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Naphta-Motore.

„PERKUN"

stationär und fahrbar. Allein in den Ostseeprovinzen über 300 St. im Betriebe zu besichtigen. Hervorragend geeignet zum Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für elektrische Beleuchtungszwecke.



Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis.

Aktien-Gesellschaft

Moritz Feitelberg

RIGA

Mode-Warenhaus

Anfang März 1914

erscheint unser

Sommerkatalog

Wir bitten um rechtzeitige Adressenaufgabe, damit der Katalog sofort nach Erscheinen zugestellt werden kann.